Sagen und Märchen.

Sagen und Märchen

aus

Heimat und Fremde.

Gesammelt und herausgegeben

von

Josef Seiler.

Cassel,

Verlag der J. Luckhardt'schen Buchhandlung.

Die Sage.

Siehst du, auf wald'gen Bergeshöhen, ragen
Des alten Schlosses sinkende Ruinen?
Geheime Sehnsucht zog mich oft zu ihnen,
Den Zeugen von vergangnen, schönern Tagen.

Da ist mir — mich ergriffs mit leisem Zagen —
Einst eine wunderbare Frau erschienen.
Ernst lag und Wehmuth ihr in Blick und Mienen,
Als sie begann, von alter Zeit zu sagen.

Sie kannte die urältesten Geschichten;
Der grau'sten Vorzeit wundersame Kunden,
Sie wußte alle treulich zu berichten.

Was ich von ihr vernahm in jenen Stunden,
Ich schrieb's auf dieses Büchleins schmale Seiten,
Nehmt's freundlich auf in diesen trüben Zeiten!

Erſte Abtheilung.

Sagen und Märchen aus der Heimat.

Die Waſſerfei.

Von den alten Grafen von Pyrmont erzählt man viele wunderbare Geſchichten; die wunderbarſte von allen aber iſt die, welche ſich mit dem Grafen Dieterich zugetragen hat, und welche ich euch jetzt berichten will. Er zog nämlich einmal an einem Maitage von ſeinem Schloſſe auf dem Schellenberge hernieder in's grüne Thal. Zu ſeiner Zeit war an dem Orte, wo ſpäter der heilige Born, oder wie ſie es jetzt nennen: die Mineralquelle, hervorſprudelte, noch ein großer, blinkender See, von hohen Eichen umgeben. Das war Herrn Dieterichs Lieblingsort, und oft ſaß er am Ufer des Sees, dem Rauſchen des Waſſers horchend, und ſich erfreuend am Duft der Blumen und Bäume. Auch dieſesmal lenkte er dorthin ſein Roß. Seine Knappen und Knechte ließ er daheim auf der Burg, denn er war gern

allein in den kühlen Schatten der uralten Bäume. Als er näher kam, sah er zu seinem großen Erstaunen auf einem bemoosten Felsen am Rande des Sees eine hohe, anmuthige Frau sitzen. Ihre Stirn war wie Schnee, ihre Wangen wie knospende Rosen, ihre Locken wie fließend Gold. Ein Gewand von himmelblauer Seide hüllte ihre Glieder; ein Gürtel von purpurfarbnem Sammt schmiegte sich um den schlanken Leib; Diamanten und Smaragde funkelten in ihrem Haar. In ihrem Schoos ruhte eine Harfe mit silbernen Saiten, über die das Weib bisweilen mit ihrer schönen Hand hinfuhr, daß leise, sehnsuchtsvolle Akkorde daraus hervorquollen. Als aber Graf Dieterich ganz nahe war, griff sie kräftig in die Saiten, und sang zu den hellen jubelnden Klängen:

„Dieterich, lieber Grafe mein,
Sollst mein herzliebster Buhle sein;
Sollst mit in mein kristallen Schloß,
Soll ruhen Dein Haupt in meinem Schooß."

Wie der Graf ihre liebliche, lockende Stimme hörte; wie er hineinsah in ihre veilchenblauen, verlangenden Augen, da ward ihm gar seltsam um's Herz. Es währte lange, ehe er fragen konnte:

„Wer seid Ihr denn, edle Frau, und wie kommt Ihr hierher, an diesen abgelegenen Ort?“ „Steig erst ab von Deinem Rosse, und setz Dich zu mir; dann will ich Dir Alles erzählen.“ Der Graf that nach ihrem Willen, und sie begann, ihren weichen Arm um seinen Nacken schlingend, zu erzählen: „Ich bin die Herrin des Sees, und tief auf seinem kühlen Grunde steht mein Schloß. Dich habe ich lange gekannt, Du theurer Held, und oft meine Arme sehnend nach Dir ausgestreckt. Aber erst heute ward es mir gegeben, Dich zu finden. So komm denn mit mir hinab in meine Wohnung. Dreimal drei Tage darfst Du bei mir sein; doch am zehnten Tage mußt Du immer wieder herauf. Willst Du, Graf Dieterich, willst Du?“ Der Graf erwiederte, stammelnd vor Entzücken: „O laßt mich nicht länger harren, hohe Frau; nehmt Euren Knecht nur schnell mit in Euer kühles Schloß!“ „Aber eins mußt Du mir versprechen, mein Buhle: nimmer einer andern, und wäre sie noch so schön, Deine Liebe zuzuwenden. Das wäre schlimm für uns beide, sehr schlimm.“ Der Graf antwortete: „Wie könnte eine andere Eingang in das Herz finden, worin Ihr, wundersame Frau, wohnt! Niemals kann Graf Dieterich

Euch treulos werden.“ Da griff die Wasserfei wieder in die Saiten, daß es seltsam und beschwörend über den See hinrauschte. Die Wellen bewegten sich, theilten sich; eine Marmortreppe ward sichtbar; der Graf und die Fei stiegen hinab, und die Wasser kehrten wieder zurück und schlugen über ihren Häuptern zusammen. Viele, viele Stufen stiegen sie hinab. Ein andrer Mensch hätte unter den Wellen nicht leben können, aber der Graf war unter dem Schutze der Wasserfei, und so athmete er in der Tiefe frei und leicht wie in heitrer Sommerluft. Endlich war die Treppe zu Ende, und sie standen vor dem Krystallschlosse, dessen funkelnde Dächer unter köstlichen Korallenbäumen hervorragten. An der Pforte des Palastes wurden sie von einer Schaar lieblicher Mägdlein empfangen, welche die Herrin und den Grafen in süßen Liedern willkommen hießen. Die Säle und Hallen, die gewölbten Gänge, die Säulen, die blumenduftenden Gärten der Wasserfei waren von solcher Schönheit und Anmuth, daß der Graf schier schwindlig ward vor all der Pracht. Aber die Herrin weckte ihn alsbald aus seinem Staunen, indem sie ihn neben sich auf eine Bank zog, in die Saiten ihrer Harfe griff und sang:

„Ruh aus in meinen Armen, Du Held,
Vor dem Getümmel der argen Welt!
Von all seinem Kummer, von all seiner Pein,
Dein Herze soll geheilet sein.“

Dann gab sie den Frauen ein Zeichen sich zu entfernen. Sie blieb mit Graf Dieterich allein in dem leuchtenden Gemache, der süßen Liebeslust ungestört zu pflegen. Schnell verging die Zeit, und ehe der Graf es ahnte, waren dreimal drei Tage verronnen. Da sprach die Wasserfei zu ihm: „Jetzt mußt Du mich auf einen Tag verlassen. Ist er vorüber, so finde Dich wieder am Ufer meines Seees ein, rühre die Saiten der Harfe, und alsbald wird Dir die Marmortreppe erscheinen.“ Darauf reichte sie ihm ihr Saitenspiel, und nahm Abschied von ihm. — Dieterich ging allein die Stufen hinan; die Wogen theilten sich, und er befand sich bald oben am Ufer des Seees. Kaum war der Tag vorüber, so ließ er die Saiten der Zauberharfe erklingen, wodurch ihm dann auch bald die Treppe sichtbar ward, auf der er in die Arme der Wasserfei herniederstieg.

So lebten sie viele Jahre lang. Der Graf wurde nicht älter, seine Liebe nicht schwächer. Da geschah es, daß der König ein großes Turnei ausschreiben

und alle Ritter seines Landes dazu einladen ließ. Es sollte gekämpft werden auf Leben und Tod, und der Sieger sollte des Königs Tochter zur Gemahlin haben. Auch Graf Dieterich von Pyrmont hatte den Ruf vernommen, und bat die Wasserfei um Erlaubniß, demselben folgen zu dürfen. Sie suchte ihn zwar auf alle Weise von seinem Vorhaben abzubringen, aber er ließ sich's nicht ausreden. Seine Ehre, sagte er, stehe auf dem Spiel, und damit entkräftete er all ihre Bitten und Thränen. Da sie endlich sah, Alles sei vergeblich, langte sie eine Halskette von rothen Korallen hervor, reichte sie ihm hin, und sprach: „So lange Du diesen Talisman unversehrt trägst, kann nicht fremde Liebe Dein Herz berücken, und Alles bleibt gut. Aber wenn sie je von Dir käme — hüt Dich Graf — hüt Dich! —" Herr Dieterich versprach, den Schmuck auf's sorgfältigste zu bewahren, und nahm unter vielen Thränen Abschied von der Wasserfei. Eine große Anzahl von Rittern und Herren war zu des Königs Turnei von nah und fern angekommen, und das Ritterspiel ward auf's glanzvollste eröffnet. Aber wie viele, wie starke Kämpfer sich ihm auch entgegenstellen mogten, Graf Dieterich besiegte sie alle, so daß ihn

zuletzt, trotz des allgemeinen Jubels, eine große Angst vor dem Ausgange des Turneis befiel. Aber er trug ja den Talisman, und so konnte ihm nichts übles widerfahren. Jetzt kam der letzte, gewaltigste Ritter zum Kampfe. Lange dauerte der Streit; aber zuletzt lag auch der gewaltigste Kämpfer, besiegt von des Grafen Hand, am Boden. Unter dem fröhlichen Zuruf des Volks und der Ritter führte der König selbst seine wunderschöne Tochter dem Grafen zu. Dieser stand wie betäubt, und merkte es lange nicht, daß ein Schwerthieb des gewaltigen Ritters die Halskette, die er, als edlen Schmuck, über der Rüstung trug, zertrümmert hatte. Wie er trübselig auf die im Staube umherliegenden Korallen herabsah, glaubte der König ihn für den Verlust des theuren Kleinods entschädigen zu müssen, und hing ihm mit eigener Hand eine kostbare Goldkette um. Graf Dieterich ließ Alles, was man wollte, stillschweigend mit sich geschehen. Und wie es nun einmal mit ihm gekommen war, konnte er auch nicht anders. Denn hätte er von seiner Verbindung mit der Wasserfei reden wollen, man hätte ihn als einen Gotteslästerer und Hexenmeister verbrannt. — Bis jetzt hatte er die Königstochter nur mit gleichgültigen, ja

beinahe feindseligen Augen angesehen. Aber wenn sie ihn nun so theilnehmend nach der Ursache seines Kummers fragte; wenn sie seinen Trübsinn mit tausend Schmeicheleien zu verscheuchen suchte; wenn sie ihn ihren theuren Ritter nannte: — da wuchs in seinem jungen Herzen wieder Lust am Leben auf. Und mit der Lebenslust schlich sich auch die Liebe unvermerkt und leise in seine von keinem Talisman mehr bewachte Brust. In dieser Zeit zogen oft finstre, warnende Harfentöne durch seine Träume; er sah die Wasserfei sitzen, klagend, weinend, händeringend. Aber seine erste Liebe war schon vergessen, wenigstens wie ein abgetragenes Kleid bei Seite gelegt.

Als nun der Hochzeitstag da war, und der Graf mit der schönen Braut am Altare stand, da stand noch eine dritte daneben, und das war die Wasserfei. Und in dem Augenblicke, wo der Graf das Jawort aussprechen wollte, umschlangen ihn ihre feuchten Arme so wild, so kalt, daß er todt an des Altars Stufen niedersank.

Es währte lange, ehe sich die Leute von ihrem furchtbaren Entsetzen erholen konnten. Als sie aber später den Leichnam begraben wollten, war er nirgend zu finden. Er ruhte im Kristallschlosse der Wasserfei.

Die Mutter Gottes in Soeſt.

In der guten Stadt Soeſt war einmal ein Bürgermeiſter, der hieß van Schüren. Er war ein ſehr alter Mann und ſchon ſo ſchwach und gebrechlich, daß er kaum mehr gehen konnte. Dieſem iſt einmal im Schlafe eine Stimme vorgekommen, die alſo geredet hat: „Steh auf, und nimm unſrer Lieben Frauen Bild von der Wieſen, und trag es zu den Schweſtern im Paradieſe, *) daß man mir dort Meſſen und feierliche Geſänge ſinge. Und darnach trag das Bild wieder nach Soeſt in unſerer Lieben Frauen Münſter von der Wieſen, und ſtell es dort an ſeine gewöhnliche Stelle.“ Bald nachher iſt dem alten Bürgermeiſter dieſelbe Stimme zum zweiten male vorgekommen, worüber er ſich ſehr erſchreckt hat. Er hat alſo ſeinen Beichtvater um Rath gefragt, wie er ſich mit dieſen Dingen verhalten ſollte. Der ſagte ihm, er ſollte ſich, ehe er zu Bett ginge, dreimal mit Weihwaſſer ſegnen; wäre es dann etwas gutes, ſo würde es ſich wohl weiter melden. Als er dies genau befolgt, und ſich darauf ſchlafen gelegt, kam

*) Ehemaliges Nonnenkloſter in der Nähe von Soeſt.

es zum drittenmale, und weckte ihn haſtig aus dem Schlafe. Als er die Augen aufſchlug, fand er's vor ſich ſo hell wie Sonnenſchein, und ſah das Bild unſrer Lieben Frau deutlich vor ſich ſtehen. Es redete ihn folgendermaßen an: „Hatte ich Dir nicht geſagt, Du ſollteſt mein Bild aus dem Münſter von der Wieſen nehmen, und es zu den frommen Schweſtern im Paradieſe tragen, damit mir dort eine Meſſe geſungen würde, und dann ſollteſt Du das Bild wieder zurück tragen nach Soeſt in die Kirche von der Wieſen auf ſeine alte Stelle?" Er antwortete: „Ich armer, gebrechlicher Menſch, wie ſoll ich das heilige Bild tragen; wie in finſtrer Nacht den Weg finden?" „Du ſollſt, erwiederte die Stimme, das Bild nehmen, und aus Sankt Walburgis Pforten mit ihm gehen. Da wirſt Du einen weißen Hund finden, der Dir den Weg zeigen ſoll." — Als er nun mit dem Bilde vor das Thor an die Steinbrüche kam, fand er dort einen ihm ganz unbekannten, mit Dornen dicht verwachſenen Weg. Wol grauete es ihm, die wilde Straße zu wandern, doch nahm er ſich ein Herz, und folgte dem weißen Hunde ganz den Weg zu Ende, ohne daß ihm irgend ein Leid geſchehen wäre. Als er

vor das Paradies kam, verließ ihn der Hund, worüber er sehr traurig ward; denn er wußte nicht, wer ihn nun auf dem Heimwege vor Unfall schützen würde. Als nun die Messen und die Loblieder gesungen und beendigt waren, fand der Bürgermeister den Hund wieder vor dem Paradiese, an dem Orte, wo jetzt das Heiligenhäuschen steht. Das Thier leitete ihn so fort bis wieder an Sankt Walburgis Pforten, wo er es gefunden hatte. Dort sprach die Stimme: „Eine solche Prozession soll alle Jahre einmal geschehen, den nächsten Sonntag nach unsrer Lieben Frauen Geburt."

Als dieser Bürgermeister nun bald nachher starb, hatte man der Sache wenig acht, so daß die Prozession nach und nach ganz unterblieb. Da erhob sich aber in Soest eine große Pest, bis man wieder anfing, die Prozession auf eine würdige Art zu begehen. Darauf hielt die Seuche sogleich inne. Und so ist es fortan geblieben, bis endlich das Bild, als die Lutherischen nach Soest kamen, nach Werl gebracht wurde, wo es noch heute zu sehen ist.

Die Eggester Steine.

Die alten Heiden, welche einst unser Vaterland bewohnten, waren beinahe alle vom starken Kaiser Karl besiegt und gezwungen worden, sich taufen zu lassen. Herzog Wittekind war mit den Seinen allein noch übrig. Aber auch er konnte sich nicht lange mehr halten, und seine Macht wurde alle Tage schwächer. Da erschien ihm einmal bei Nacht der Teufel, und versprach ihm, einen Heidentempel zu bauen, der so gewaltig sein solle, daß ihn der starke Karl wol müßte stehen lassen. Um dieses Heiligthum sollten sich dann Alle, die noch den alten Göttern treu wären, in fester Einigkeit schaaren. Selbst viele, ja die meisten der Neubekehrten würden wieder umkehren, da in ihrem Herzen der christliche Glaube nur erst schwache Wurzel getrieben habe. Und dafür, versicherte der Teufel, wolle er nichts anders, als daß nur Wittekind und die Seinen dem väterlichen Glauben nimmer entsagten! Mit Freuden willigte der Herzog ein, und der Teufel versprach dagegen, den Bau in der nächsten Vollmondnacht zu vollenden. Von dieser Zeit an waren Wittekinds Waffen gegen Kaiser Karl wunderbarer

Weiſe glücklich, und ſein Anhang vermehrte von ſich Tag zu Tag. So kam die Zeit des Vollmonds, und der Teufel begann ſein Werk. Ungeheure Felſen ſchleppte er aus aller Welt Enden zuſammen, und thürmte ſie zu Gewölben und Hallen von ungeheurem Umfange über einander. Aber als nun der Rieſentempel beinahe ganz vollendet da ſtand, da hat es Gott dem Wittekind plötzlich in's Herz gegeben, daß er ſeinen argen Wahn erkannte. Eiligſt ging er hin in des ſtarken Karls Lager, und ließ ſich reumüthig taufen. Da das der Teufel gewahr wurde, fuhr er in großer Wuth über den Tempel her, und riß Säulen und Wände und Gibel mit entſetzlicher Kraft auseinander, die Felſen hierhin und dorthin zerſtreuend. Das ſind die Eggeſter Steine, die noch jetzt, grau und verwittert, am Eingange in den Teuteburger Wald zu ſehen ſind. Auf der Höhe des einen findet ſich ein Gemach mit einem Opferſteine, welches der Teufel zu zerſtören wohl vergeſſen haben muß. In viel ſpäterer Zeit hat einmal ein chriſtlicher Einſiedler in den Höhlen der Felſen gewohnt, und in die rauhen Wände erbauliche Heiligenbilder gehauen, welche ebenfalls noch deutlich genug zu ſehen ſind.

Die Bischofswahl.

Einmal wollten die geistlichen Herren in Paderborn einen Bischof wählen, konnten aber lange Zeit hindurch nicht einig werden, wer aus ihnen der würdigste zu dem hohen Posten sei. Endlich, weil sie sich gar nicht anders zu rathen wußten, verbanden sie dem jüngsten der Domherren die Augen, gaben ihm den Bischofshut, und stellten sich dann alle im Kreise um ihn her. Darauf bedeuteten sie ihn, er solle sich dreimal rechts und dreimal links herumdrehen, und dann dem ersten besten den Bischofshut auf's Haupt setzen. Der solle dann unwiederruflich Bischof sein. Der junge Domherr war aber klüger als die andern alle. Er drehete sich bedächtig dreimal hin, dreimal her, und stülpte dann die Mitra — sich selbst auf. So wurde er Bischof, und die andern zogen mit langen Gesichtern ab.

Der gröſste Schatz.

In der Hermannsburg *) bewachen die alten Zwerge unerhörte Schätze und Kostbarkeiten. Da

*) Berg, eine Meile von Pyrmont.

liegen Perlen, goldene Aepfel, Diamanten und Rubine haufenweise aufgeschichtet; da lagert uralter, würziger Wein in Fässern von Weinstein (die hölzernen Dauben sind vor Jahrhunderten schon vermorscht); da sprießen in unterirdischen Gärten goldene Rosen und silberne Lilien. Und wer nur die Zeit recht weiß, wann sich der Berg öffnet, der kann auf eine Stunde lang hinabsteigen, und von den Schätzen mitnehmen und von dem Weine trinken, so viel er mag. Aber der größte Schatz, der in der dunkeln Tiefe ruht, das ist der alte Hermann, den die Zwerge gebannt und verzaubert halten bis zu seiner Zeit. Aber wenn seine Zeit da ist, dann wird der alte Hermann erwachen und aufstehen, und die Seinen werden sich zu ihm sammeln, und die alte deutsche Freiheit erringen, daß es ein Land, ein Volk, ein Geist wieder sei, wie in frühern herrlichen Tagen.

Die Rache der Zwerge.*)

Mit reicher Beute, die er unter Rothbart's Fahnen erworben, kehrte Ritter Hermann zurück aus Palästina. Es war ein Tag hohen Jubels, als er in das alte Schloß seiner Väter, tief in den westfälischen Bergen, seinen Einzug hielt. Denn viele Jahre war er fern gewesen von Weib und Kind, und manchmal hatten diese in ihrer Einsamkeit an seiner Wiederkehr gezweifelt. War doch so mancher ausgezogen, das heilige Kreuz zu befreien, von dem nie wieder Kunde gehört wurde in seiner Heimat.

Nach einiger Zeit, als der Ritter alle Geschichten von den Schlachten, Eroberungen und Gefahren erzählt; als er alle seine mitgebrachten Schätze gezeigt und wieder gezeigt hatte, sprach er zu seiner treuen Hausfrau: „Wir bewohnen ein altes Haus, und seine Zinnen und Mauern begannen schon längst zu wanken. Nun bin ich aber reich genug, eine neue Burg zu bauen, stattlich und fest, worin es sich angenehmer und sicherer wohnt. Darum habe ich mir dort jene Bergspitze ausersehen, ein Schloß

*) Jüngere Mythe.

darauf zu gründen. Oder wüßtest Du einen bessern Bauplatz, treue Hildeburg?" Des Ritters Gattin meinte zwar anfangs, es sei nicht gut, das alte Ahnenhaus so schnöde zu verlassen; und es sei auch wol noch nicht so gar baufällig und morsch. Aber als Hermann sie darauf in der verwahrloseten Feste umherführte; als er ihr zeigte, wie hier eine Thurmspitze gänzlich zerbröckelt war, wie dort eine Zimmerdecke den Einsturz drohete, wie Raben und Uhu's durch gähnende Mauerlücken ungehindert ein- und ausflogen; als sie dann noch an die unermeßlichen Schätze und Kostbarkeiten des Ritters dachte —: gab sie endlich ihre Zustimmung zu dem Baue, und wenige Tage nachher waren schon die Werkleute beschäftigt, die jähe Höhe abzutragen und zu ebnen, damit sie zur Baustelle tauglich sei.

In der folgenden Nacht hatte Ritter Hermann einen gar seltsamen Besuch. Von einem sonderbaren Scharren und Hüsteln geweckt, erblickte er vor seinem Bette eine ganze Schaar winziger alter Männchen, die fast wie Bergleute gekleidet waren. Jeder von ihnen trug ein goldenes Aempelein, wodurch das Schlafgemach des Ritters ganz erhellt wurde. Der ansehnlichste unter den Kleinen trat etwas vor, und

begann unter wunderlichen Kratzfüßen seine Anrede: „Gestrenger Herr Ritter, wir haben erfahren, daß Ihr gewillt seid, auf jenem Berge ein Schloß zu bauen. Wir wollten Euch aber inständigst bitten, den Bau zu unterlassen.“ Laut auf lachte der Ritter über dieses Ansuchen. „Wer dürfte es doch wagen,“ rief er, „mich an meinem Bau auf meinem eignen Grund und Boden zu hindern? Denn der Berg gehört völlig zu meinen Besitzungen. Wer seid ihr denn, ihr kleines verwegenes Volk?“ „Wir sind die Herren der Berge,“ erwiederte der kleine Sprecher sehr ernsthaft. „Und in dem Berge, den Ihr bebauen wollt, wohnen unserer viele. In warmen, mondhellen Nächten aber schlüpfen wir heraus aus den Tiefen, und halten oben ein munteres Tänzlein. Wenn nun ein Schloß da stände, so wäre uns das, wie Ihr leicht einsehet, sehr hinderlich. Und nun gar unsre schmucken Dirnlein, wenn sie einmal Lust bekämen, sich in dem Brunnen, der auf dem Berge quillt, zu baden, und es triebe sich dann vielleicht gerade ein Troß roher Knappen dort umher; — baut lieber auf einen andern Berg, Herr Ritter! Wir Berggeister und Zwerge wollen Euch gern behülflich sein.“ Aber Ritter Hermann war nicht von

der Art, ſich von einem vorgenommenen Werke, zumal auf ſolche Weiſe, abbringen zu laſſen. „Setzt meine Geduld nicht länger auf die Probe," rief er im höchſten Zorne. „Packt Euch ſogleich fort, und ſaget denen, die Euch hergeſandt haben, daß ich bauen werde, wo immer es mir beliebt, und daß nicht Zwerge, nicht Geiſter mich daran hindern ſollen." Die Zwerge entfernten ſich trippelnd und ſeufzend, und es ſah beinahe aus, als wenn einer oder der andere von ihnen eine Thräne ſich aus den Augen wiſchte. — In den drei folgenden Nächten kamen und gingen die Zwerge ebenſo. Aber durch ihre Bitten wurde Ritter Hermann nur noch hartnäckiger; ſie kamen daher nicht wieder, und der Bau begann ungehindert.

Manche ſtolze Eiche, die Jahrhunderte hindurch ihr Haupt ſtolz emporgehoben hatte, mußte ſinken; mancher Steinkoloß wurde dem Schooße der Erde, wo er lange geruht, entriſſen. Alles wurde mit unſäglicher Anſtrengung den Berg hinangeſchleppt, und mehr als ein Roß ſtürzte, zum Tode ermattet, unter der Geißel des Treibers an dem ſteilen Hange nieder. Täglich war der Ritter ſelbſt oben bei den Arbeitern, und ordnete an und befahl, und ließ

ſich's nicht verdrießen, das Kleinſte wie das Größte immer ſorglich im Auge zu haben. So wuchſen denn bald die erſten Mauern trotzig empor, und nicht gar lange währte es mehr, ſo konnte man ſchon Größe und Geſtalt der neuen Burg erkennen. Der Brunnen der Zwerge ſprudelte mitten im Schloßhofe; ſo hatte der Ritter es ausdrücklich gewollt. Und immer höher hoben ſich die Mauern; es bildeten ſich allmählig die Zinnen und Warten, Erker und Balkone. Und endlich, nachdem dreimal die Blätter gefallen waren vor den Stürmen des Herbſtes, ſtand der Bau herrlich vollendet da. Zehn Thüren ragten, mit Stahl gedeckt, ringsumher empor. Die mittelſte höchſte Zinne war ganz vergoldet. Alle Thür e der Burg waren von Kupfer, und über dem Eingange in den Ritterſaal prangte Hermann's Wappen, von gediegenem Silber gearbeitet.

Der nächſte erſte Mai war zur feierlichen Einweihung dieſes Prachtgebäudes beſtimmt, und Einladungen waren an alle Ritter und Herren der weſtfäliſchen Lande ergangen. Viele Wochen vorher ſchon ſah man ſie auf hohen Roſſen der Hermannsburg zureiten, denn keiner der Geladenen wollte fehlen bei dem Feſte. Ueber hundert Edle kamen

zuſammen, den Tag des erſten Mai zu begehen. Und als nun Alle verſammelt waren, da begann das Feſt mit einem großen Turnei. Zu Roß und zu Fuß, mit Schwert und Lanze, einzeln und in großen Maſſen ward in dem geräumigen Burghofe gekämpft, und manch köſtlichen Preis trug die Tapferkeit der Ritter davon. Nach beendigtem Kampfſpiel zogen ſie in die Hallen des Schloſſes ein, wo ein gar ſtattliches Mahl gehalten wurde. Die Tafeln waren mit Purpurdecken belegt; man ſpeiſete von ſilbernen Schüſſeln und trank welſchen und griechiſchen Wein aus goldenen Pokalen. Während des Mahles prieſen weiſe Spielleute in lieblichen Liedern die Thaten von Hermann's Ahnen, und hörten nicht auf, die edlen Zecher zu ergötzen, bis ſpät Abends vom Tanzſaale her luſtige Weiſen erklangen, die Ritter und Frauen zu muntern Reigen lockend.

Stunde um Stunde dauerte die Luſt, bis endlich die Mitternacht ſtumm und ſchwarz herniederkam. Da geſchah plötzlich ein gewaltiger Stoß aus der Tiefe herauf, daß das ganze Gebäu erzitterte, und die trunkenen Ritter entſetzt zuſammenfuhren. Und noch ein Stoß, und wieder einer, daß die Mauern borſten und die Thürme einſtürzten! Und ſieh da,

und dort, und dort, tausend kleine Flammen wie Irrlichter klommen an den Säulen und Zinnen hinauf, und leckten an den Balken und Dächern, und wurden größer, und vereinten sich, und bald war die ganze Burg eine einzige zu den Wolken aufschlagende Lohe. Unzählbare kleine Gestalten umtanzten hohnlachend die prasselnde Glut. Ritter Hermann aber mit all seinen Gästen wurde begraben unter dem einstürzenden Schlosse. Das war die Rache der Zwerge.

Viele Jahrhunderte sind vorübergegangen. Aber noch stehen auf einer steilen Bergkuppe an den Ufern der Emmer die Ruinen der Hermannsburg; noch quillt in dem wüsten Gemäuer, klarhell wie ehemals, der Brunnen der Zwerge; noch leben Viele, die in duftigen Sommernächten die Tänze der alten Zwerge belauscht haben.

Der Hirsch von Corvei.

Der Tag des heiligen Vitus wurde von den Mönchen zu Corvei immer als ein hoher Fest- und

Freudentag begangen; denn der heilige Vitus war der Schutzpatron der Abtei. Das edelste Wild, das der Solingerwald hegte; der feurigste Wein, der in den Klosterkellern lagerte; die schmackhaftesten Fische, die in den Teichen des Abtes wohnten; das alles prangte alsdann auf der geistlichen Tafel. Das beste Stück aber war immer ein weißer Hirsch, der sich, ungerufen und ungesucht, jedes Jahr selbst in der Küche von Corvei einstellte, sich schlachten und braten ließ. Und dieses kostbare Gericht ward, einem alten Brauche gemäß, unter die Armen vertheilt, die sich stets reichlich im Kloster einfanden. Weder der Abt noch die Mönche bekamen je einen Bissen von dem weißen Hirsche. Nun war einmal ein Abt in Corvei, ein strenger, gebieterischer Mann. Der befahl, das nächste mal den weißen Hirsch für seine Tafel zuzurichten; die Armen könnten ja mit geringern Speisen vorlieb nehmen. Am nächsten Sankt Vitustage geschah es denn auch nach seinem Willen, und das köstliche Wildpret ward für ihn und die Mönche aufgetragen. Aber wie er just das Messer erhob, um für sich das saftigste Stück aus der Keule herauszuschneiden —, hu! da zuckte es in der Schüssel, da begann sich's zu regen, zu heben; — der gebra-

tene weiße Hirsch ward vor den Augen der entsetzten Mönche lebendig, und sprang aus der Schüssel. Der Kopf war unten für die Dienerschaft geblieben, und so rannte der Hirsch ohne Kopf erst dreimal um den Tisch, und dann zum nächsten offenstehenden Fenster hinaus. Keiner der Herren hatte Lust, nachzusehen, wo er blieb. Von dieser Zeit an hat sich kein weißer Hirsch mehr in Corvei sehen lassen.

Von den steinernen Spielern.

In dem alten Westfalenlande gibt es große, mit Haidekraut bewachsene Steppen, in denen man tagelang umherwandern kann, ohne auf etwas anderes als einzelne Bauerngehöfte zu stoßen. Zusammenhängende Dörfer und Gemeinden findet man gar nicht. Vor Zeiten war es dort noch viel einsamer und die Häuser der Rothsassen lagen weit, weit auseinander.

Mitten in einer solchen Haide lag einmal eine ärmliche Schenke, in der die Bauern, wenn sie nichts zu thun hatten, zu Spiel und Trunk zusammen kamen. Bisweilen aber sah man sie auch dort, wenn sie sehr viel zu thun hatten in Haus und Hof. Namentlich waren es drei liederliche Gesellen, die jede Nacht in der einsamen Schenke zubrachten. Erst wenn der neue Tag herauf dämmerte, und oft noch später, trollten sie sich müde und trunken von dannen. Frau und Kinder saßen indessen daheim und weinten und hun-

gerten. Aber nicht Bitten, nicht Thränen halfen etwas. Und war kein Brod im Schranke, kein heiler Strumpf in der Truhe — der Gang nach der Haidenschenke unterblieb darum nicht.

Das war ein wildes Wesen, und Jedermann, den sein Weg noch spät vorbeiführte, bekreuzte sich, wenn er drinnen „Herzen! — Trumpf! — Sieben Stiche! —“ rufen hörte.

So kam endlich die heilige Osternacht heran. Aber die Drei saßen doch wieder hinter den Karten, und nahmen nicht Theil an den Gebeten anderer Christenleute. Es wurde spät und immer später und endlich schlug die Uhr vom fernen Dom her Zwölf. Aber die Spieler achteten es nicht und spielten weiter, und ließen sich auch von dem heiligen Geläute nicht stören, das die Gläubigen zur Messe in der Auferstehungsnacht zusammenberief. Tausende von Andächtigen wallten über die Haide nach der Stadt, und nach dem Dom, und Mancher, der an der Schenke vorüber kam, und das bleiche Lampenlicht wahrnahm, bei dem die Spieler in der geweihten Stunde wirthschafteten, sprach einen leisen Fluch über solch lästerliches Gebären.

Am andern Morgen zogen die Leute wieder nach der Stadt zur Kirche; aus jeder Thür sah man sie treten mit Gesangbuch und Rosenkranz. Aber aus der einsamen Schenke trat Niemand, und still und bleich schimmerte noch immer das Lämpchen durch die trüben Fensterscheiben. Das ist nun Allen am hohen

Ostermorgen ganz grauenhaft vorgekommen und sie sind hineingegangen, die wüsten Gesellen zu vertreiben. Aber Schrecken erfaßte sie; denn die Spieler mit Karten und Gläsern und Pfeifen saßen regungslos und stumm da; — sie waren zu Stein geworden! — Nicht weit von ihnen saß der Wirth auf der Bank und war auch versteinert; ebenso auch der Hund, der unterm Tische lag.

Das war die Strafe für die Entweihung der Osternacht.

Manches Jahr ist seitdem verronnen, und die Haidenschenke zerfiel längst in Staub. Aber die steinernen Spieler sind geblieben zur Warnung der Nachkommen. Verwittert und mit Moos bewachsen erhoben sie sich in der weiten Steppe; doch ist die Menschengestalt an ihnen noch immer zu erkennen.

Das Muttergottesbild.

Die Nonnen im Kloster zu Brenkhausen wollten einmal zur Zierde ihrer Kirche ein Bild der heiligen Jungfrau haben, und ließen einen berühmten Maler aus weiter Ferne kommen, es zu verfertigen. Ein geräumiger Saal im Kloster wurde dem Meister

zur Werkstatt angewiesen, und gleich einige Tage nach seiner Ankunft begann er seine Arbeit. Wie dieselbe so weit vorgerückt war, daß man schon die Füße, Hände, den Mantel der heiligen Frau erkennen konnte, kam die Aebtissin alle Tage, und sah nach dem Bilde, wie es wuchs und seiner Vollendung rasch entgegenging. Zwischendurch horchte sie auch auf des Meisters Erzählungen von seiner fernen Heimat, von seinen verwunderlichen Schicksalen, von den herrlichen Bildern, die er hie und da gemalt. Und sonderbar — von Tag zu Tage wurden die Besuche länger, die Erzählungen feuriger; die Aebtissin achtete weniger des Bildes als des Malers; des Malers Arbeit ging immer langsamer von statten, so daß während eines zwei, drei Stunden langen Besuches der zerstreute Meister oft nicht zwei, drei Pinselstriche gethan hatte. Mit dem Bilde keimte und wuchs in ihren Herzen eine Neigung, die bald zur glühendsten Liebe aufschoß. Endlich war das Bild fertig, und der nächste Feiertag ward zu seiner Aufstellung bestimmt. Als der Tag kam, war die Kirche gedrängt voll von Menschen, die alle das Bild sehen wollten, an welchem der berühmte Maler so lange gearbeitet hatte. Aber

ein dumpfes Murmeln ging durch die Menge, und hier und dort schüttelte Einer bedenklich den Kopf, denn das Antlitz der Hochgebenedeiten im Bilde trug unverkennbar die Züge der Aebtissin. Es war als wenn die Aebtissin selbst, in bunte Gewande gehüllt, auf das Volk herabsahe. Jetzt traten die Priester herbei und erhoben segnend die Rauchfässer gegen das Bild, und besprengten es mit geweihtem Wasser. Da fiel die frevelhafte Schilderei plötzlich mit großem Geräusch von ihrem Fußgestell zu Boden. Als man sie aufheben wollte, war die Leinwand von oben bis unten zerrissen. Das Gesicht war ganz unkenntlich geworden. Der fremde Maler ist von der Zeit an verschwunden gewesen, und niemand, auch die Aebtissin nicht, hat ihn je wieder erwähnt. Heute kennt man nicht einmal seinen Namen mehr.

Die feurigen Rosen.

Am Fuße des Kirchberges bei Lügde wuchsen einmal drei feurige Rosen in einer Nacht aus der

Erde, blüheten eine Stunde lang und verschwanden dann wieder. Und so in der zweiten, dritten Nacht und immer. Die Leute in Lügde sahen die leuchtenden Blumen, und fürchteten sich erst vor ihnen, wie vor Gespenstern. Als sie aber jede und jede Nacht die feurige Blüte sahen, wurden sie endlich dreister; und einmal faßten sie sich ein rechtes Herz, und gruben, wo in der Nacht die Rosen geleuchtet, am Morgen unter Gebeten und frommen Sprüchen nach. Da fanden sie denn in einiger Tiefe ein altes steinernes Muttergottesbild. Die Leute waren klug, und verstanden sich auf Wunder und Zeichen, und bauten an derselben Stelle eine Kirche, und stellten das Steinbild in einer Nische der äußern Mauer. Lange hat es dort gestanden, bis es vor ungefähr hundert Jahren auf einmal verschwunden war. Da nahmen sie einen Sankt Kilian, der, als Stadtpatron, über dem Thore von Lügde stand, und stellten ihn in die Mauernische an die Stelle des Muttergottesbildes. Dort steht er heute noch, und hält mit Stab und Bischofshut ernste, schweigsame Wacht über die alte Kirche. Zum Andenken an das verlorene Bild aber ward ein anderes, dem ersten völlig gleich, aus Holz geschnitzt, und im

Chor der Kirche an einer eisernen Kette aufgehängt, wo es noch heutigen Tages zu sehen ist.

Austern und Kröten.

Dahlheim bei Paderborn ist jetzt eine königliche Domaine; aber sonst war Dahlheim ein Kloster, ein reiches Kloster. Deßhalb lebten auch die Mönche alle Tage in Freuden und waren guter Dinge. Und fiel je einmal ein Fasttag ein, so wußten die geistlichen Herren Eier und Fische köstlicher zu bereiten als das beste Wildpret. Einmal am Aschermittwoch standen auf der Klostertafel viele Schüsseln mit den fettesten Austern. Wohlgefällig lächelnd ergriff der Prior ein Messer, eine der kostbaren Muscheln zu öffnen. Aber in der Hand ward sie ihm in eine eckelhafte Kröte verwandelt. Entsetzt sprang er von seinem Stuhle auf, mit ihm die Mönche, denn nach und nach verwandelten sich alle die delikaten Austern in solch scheußliches Gethier. Das nahmen sich die lüsternen Mönchlein ad notam, und haben nachher nie wieder Austern gegessen.

Die Domherrenuhr.

Im linken Seitenschiffe des Doms zu Paderborn befindet sich eine kleine Schlaguhr, welche immer um eine Viertelstunde früher geht als die große Thurmuhr. Mancher weiß nicht, was das bedeutet, und macht sich allerlei Gedanken darüber. Es hat aber folgende Bewandtniß damit. In frühern Zeiten traf es sich oft, daß die adligen Domherren in Paderborn gleiche Posten in Hildesheim bekleideten. Wohnten diese Herren nun in Paderborn, so hatten sie alle Jahr nur einmal, an einem gewissen Tage, nach Hildesheim zu reisen, dort dem Hochamte im Dom beizuwohnen, und dann ihren Gehalt als Domherren von Hildesheim einzustreichen. Kamen sie aber nicht zur rechten Zeit, so war der Gehalt für das Jahr verfallen. Einer von ihnen reisete auch in dieser Absicht nach Hildesheim, kam aber trotz aller Eile, erst dort an als die Messe bereits angefangen war. So hatte er die Reise vergeblich gemacht. Wie er wieder nach Paderborn zurück kam, war sein erstes, daß er eine Schlaguhr verfertigen und im Dome aufstellen ließ, welche immer eine Viertelstunde zu früh gehen mußte. Nach ihr

richtete er ſich fortan mit ſeiner Abreiſe, und ſo kam er nachher nie wieder zu ſpät. Das iſt die Uhr im linken Seitenſchiff des Doms zu Paderborn, welche noch immer eine Viertelſtunde zu früh geht.

Marienmünſter.

Der fromme Biſchof Badurad von Paderborn hatte ein Gelübde gethan, der heiligen Jungfrau zu Ehren ein Kloſter zu bauen; nur konnte er über den Ort, wo es ſtehen ſollte, nicht einig mit ſich werden. Zu derſelben Zeit hatte ein alter Hirt, welcher über Nacht bei ſeinen Schafen im Felde war, ein Geſicht von einer großen Schaar Hirſche mit leuchtenden Geweihen, welche ſich erſt, als wenn ſie etwas ſuchten, im Thale herumtrieben; ſich dann auf einem Flecke zuſammenfanden und lagerten, und zuletzt ſpurlos verſchwanden. Der Hirt erzählte die Sache einem Geiſtlichen, und als ſich die Erſcheinung allnächtlich wiederholte, ſeinen Bekannten; das Gerücht davon trug ſich hier und dorthin; end-

lich hörte auch Bischof Badurad davon. Im frommen Eifer, diesen höchst merkwürdigen Dingen auf die Spur zu kommen, reisete der heilige Mann selbst nach dem ihm beschriebenen Orte hin, und fand gleich in der ersten Nacht die Sache völlig so, wie man ihm gesagt hatte. Wie er darüber ernsthaft nachdachte, fiel ihm ein, dies sei vielleicht der Ort, welchen sich die heilige Jungfrau zum Tempelplatze ausersehen habe. Er flehete also in brünstigen Gebeten zu der Hochbegnadigten, sie möge, wenn hier ihr Haus stehen solle, ihren Willen in der nächsten Nacht deutlicher kund geben. In der kommenden Mitternacht ging Alles wie früher; einer von den Hirschen aber erhob sich, und trat in die Mitte der andern. Da sah der Bischof, daß dieser statt des Geweihes ein goldenes Kreuz auf dem Haupte trug. Der Hirsch blieb einige Zeit stehen; dann beugte er sich und legte das goldene Kreuz auf den Boden nieder. Darauf war die ganze Erscheinung verschwunden. Jetzt glaubte Badurad Alles verstanden zu haben. Er ließ sogleich an dem Orte den Bau der Kirche und des Klosters beginnen. Der Altar kam genau an die Stelle, wo der Hirsch das Kreuz niedergelegt hatte. Das goldene Kreuz selbst zeigt

man in dem Kloſter bis auf den heutigen Tag. Dieſes iſt der Anfang des Kloſters Marienmünſter.

Legenden vom heiligen Liborius.

I.

Vor mehr als tauſend Jahren ſind die Gebeine des heiligen Liborius aus Frankreich nach Paderborn gebracht worden. Als man die Gruft, wo ſie zuerſt geruhet, öffnete, drang ein Geruch, beſſer wie Roſenduft, daraus hervor, und verbreitete ſich rings umher. Nachdem man darauf Meſſen und Lieder über den heiligen Leichnam geſungen, ward er in einen goldenen Sarg gelegt, und von greiſen, ernſthaften Männern aus Frankreich getragen. Wo ſie herkamen, ſproßten Blumen auf, und fremde, nie geſehene Vögel kamen und ſangen preiſende Lieder. Wo ſie im freien Felde übernachteten, quollen klare Brünnlein zu ihrer Erquickung; Segen brachte ihre Reiſe allen Fluren, durch welche die Straße ging. Kamen die Männer mit ihrer koſtbaren Laſt an ei-

nen Fluß, so gingen sie hindurch, ohne nur ihre Füße zu benetzen. Die Dornen am Wege stachen sie nicht, und die scharfen Steine ritzten ihre Fußsolen nicht blutig. So ging die Fahrt viele Tage lang, und die Männer wurden nicht müde, und sie spürten auch nicht Hunger noch Durst in der ganzen Zeit. Als sie aber endlich den Sarg auf den Hochaltar im Dom zu Paderborn niedergesetzt hatten, da fielen sie todt zur Erde. Sie hatten ja auch ihr Werk vollbracht. Gemeine Bürde sollte auf ihren Schultern nun nicht wieder ruhen.

II.

Manches Jahrhundert lang hatten die Gebeine des heiligen Liborius im Dom zu Paderborn geruhet, und großer Segen war der Stadt und dem Lande durch einen so mächtigen Patron zugewendet worden. Aber mit der Zeit fingen die Leute an gleichgültig gegen ihren Heiligen zu werden, und ihre Andacht war kaum mehr ein Schatten von der heißen Inbrunst der Väter. Ja zuletzt kam es dahin, daß die feierlichen Umzüge und Prozessionen ganz unterblieben, und Priester und Volk den Tag

des heiligen Liborius nicht höher mehr feierten, wie jeden andern Festtag. Von der Zeit an kamen schwere Tage über das Paderbornsche Land; Seuchen, Krieg und Hunger brachen herein; man hörte von ungeheuren, nie vorher erdachten Verbrechen reden, und wenig fehlte mehr, so glaubte man den jüngsten Tag nahe. Da gingen die Bethörten in sich; fleheten zum Himmel um Erlösung, und fasteten und thaten Buße viele Tage lang. Und der Himmel erhörte sie, und gab ihnen ein Zeichen, wie sie das Elend abwenden könnten. Denn in einer Nacht öffnete sich die große Dompforte, und Jene traten heraus, welche einst die heiligen Gebeine aus Frankreich geholt hatten. Zum zweiten male ruhte jetzt der goldene Todtenschrein auf ihren Schultern, und finster und schweigend hielten die Ehrwürdigen mit den Reliquien den Umzug durch die Stadt, wie es sich von alten Tagen her gebührte. Dann trugen sie den Sarg wieder in den Dom; die Pforte schloß sich geräuschlos hinter ihnen, und die ganze Erscheinung war verschwunden. Die Paderborner aber nahmen sich die Mahnung der schattenhaften Träger zu Herzen, und als wieder Sankt Liboritag einfiel, hielten sie die Prozession feierlicher als

je zuvor. Darauf war Pest und Krankheit und alles Elend sogleich zu Ende.

III.

Abermals waren viele Jahrhunderte vorübergegangen, und der dreißigjährige Krieg wüthete im deutschen Lande. Paderborn wurde vom tollen Christian *) belagert. Nur kurze Zeit widerstand die Stadt dem harten Angriffe, und bald drangen die Lutherischen ein. Die hauseten wild in den Häusern und auf den Gassen, und der tolle Christian schaffte den hohen Dom zum Pferdestalle um, und hielt Rennen und Spiele in den gewölbten Gängen. Den Sarg des heiligen Liborius aber nahm er und ließ Goldstücke daraus prägen, und die Gebeine führte er in einem leinenen Sacke mit sich auf seinen Kriegszügen. Aber schon nach einem Jahre ereilte ihn die Strafe seiner That, denn um die Zeit ward er bei Stadtlohn im Münsterschen vom Tilly völlig geschlagen und aller seiner Macht beraubt. Da saß er und klagte und rief: „Ach hätte

---

*) Herzog Christian von Braunschweig.

ich den Alten ruhen lassen; er ist mein Unglück!“ Darauf schickte er die Gebeine eiligst nach Paderborn zurück, wo sie lange in einer hölzernen Kiste lagen. Endlich, als es wieder Friede war, ließ man, wenn auch keinen goldenen, doch einen vergoldeten Sarg für sie verfertigen, in dem sie noch jetzt aufbewahrt werden.

Der alte Bertold.

Im Teutoburger Walde wohnte einmal ein Mann, den sie den alten Bertold nannten, und von dem Viele glaubten, daß er einen Bund mit dem Bösen geschlossen habe. Wenigstens behauptete man, daß er schon weit über hundert Jahre dort wohne, und doch sah er aus wie ein Mann von kaum sechszig Jahren. Was er treibe, wovon er lebe, das wußte Niemand. Rings um seine Hütte, die er nie verließ, war finsterer Wald, und es mogte wol wenige geben, die je dem traurigen Wohnorte des alten Bertold nahe gekommen waren. Unter anderen erzählte man von drei Steinen, die er besäße, und

durch die er über alle Geister Gewalt habe. Woher aber die Steine waren, welche Kräfte in ihnen wohnten, das wußte man nicht zu sagen. Eines Abends sahen die Bauersleute, die am Rande des Waldes wohnten, einen Rittersmann ganz allein dem Orte zureiten, wo die verrufene Klause des alten Bertold stand. Aengstlich bekreuzten sie sich, und beteten ein Vaterunser für die Seele des Ritters. Erst am andern Abend kam er aus dem Walde zurück; doch ritt er von dieser Zeit an oft die wüsten Pfade, die zu Bertolds Hütte führten. Nach einer Weile aber blieb er aus. Als er endlich einmal wieder geritten kam, hatte er noch jemand bei sich, und das war eine tief verschleierte Frau, welche ebenfalls ritt. Sie thaten beide sehr eilig, und trieben die keuchenden Thiere zu immer größerer Hast. Jetzt waren sie dem Walde nahe. Da sahen einige Holzfäller, welche in der Nähe waren, sich plötzlich eine gewaltige Riesengestalt erheben, weit über Hügel und Bäume hinaus. Das war der alte Bertold. Mit unsäglich trauriger Stimme rief er die Höhen hinab: „Zu spät, Konrad, zu spät!“ — Dann war er verschwunden. Zugleich sahen die Bauern den Ritter wie ohnmäch-

tig vom Pferde sinken. Sie eilten herbei, und brachten ihn in die nächste Hütte, wo sie ihn auf eine Streu legten. Die Dame setzte sich an seine Seite, ihn zu pflegen. Als er wieder zu sich kam, erzählte er auf die Fragen seiner Wirthe, wie er von altem ritterlichem Geschlechte und vor langer Zeit, das heilige Grab mit erobern zu helfen, nach Palästina gezogen sei. Während der Zeit hätten falsche Freunde durch allerlei Ränke ihn um all sein Hab und Gut betrogen, und seine Braut — um ganz sicher vor Verrath zu sein — mit Gewalt ins Kloster gesteckt. Nach seiner Rückkehr habe er aber doch Alles erfahren, und sich an den weisen Bertold gewendet, daß er ihn zu seinen Gütern und zu seiner Braut wieder verhelfe. Der habe ihm drei Edelsteine drei Monate lang geliehen, mit denen er die Geister habe beschwören, und durch ihre Hilfe sich an seinen Beleidigern rächen sollen. Alles sei auch aufs beste gelungen, und er sei eben auf dem Wege gewesen, dem alten Bertold, welcher ihm Braut und Güter wieder verschafft, die Steine zurückzubringen. „Aber," schloß er seine Rede, „ihr sahet, wie ich zu spät kam. Der Alte konnte ohne die Steine, keinen Augenblick länger als drei Mo-

nate leben. Er ist dahin. Und auch mein Ende nahet; denn der Geist der Steine, der mir drei Monate dienen mußte, hat jetzt Gewalt über mich.“ Er hatte kaum ausgeredet, da schossen drei feurige Schlangen aus den Steinen hervor und stachen mit ihren giftigen Zähnen ihm ins Herz, daß er todt zur Erde fiel. — Die Hütte des alten Bertold stand fortan leer, bis sie nach und nach zerfiel.

Herstelle.

Herstelle an der Weser war in alter Zeit eine Burg Karls des Großen, und oft weilte er dort, von harten Kriegszügen rastend, oder zu neuen Schlachten Kräfte und Freudigkeit sammelnd. Im weiten deutschen Lande und ferner noch hinaus bis zu den Städten des Morgenlandes kannte man die Namen des großen Kaisers und seiner festen Felsenburg. Ein Jahrtausend ist vorübergerauscht und hat auch die letzten Spuren des kaiserlichen Schlosses vertilgt. Aber in der heiligen Osternacht, um

die Stunde, in der einst der Herr zu neuem Leben erstand, regt sich's im Grunde der Felsen, und Schloß und Kaiser und Mannen erheben sich aus dem Schooße der Tiefe. Dann sind die Thürme und Warten und zackigen Gibel zu sehen, wie sie stolz ragend sich spiegeln in den blinkenden Wellen. Und den Kaiser Karl selbst kann man schauen, wie er hoch auf dem marmornen Throne sitzt mit Zepter und Krone und Schwert. Nicht lange währt es dann, so kommt ein alter, bleicher Mann, läßt sich vor dem Kaiserthrone auf die Kniee nieder und spricht leise und kummervoll:

„Noch ist des Zaubers kein Ende —
Noch weint das deutsche Land —
Noch reichen sich nicht die Hände
Brüder zum heil'gen Band!
's noch nicht an der Zeit —
Noch ist Erlösung weit!“ —

Ein tiefer Seufzer ringt sich dann aus des alten Kaisers Brust; die Augen gehen ihm über von schweren Thränen; Schloß und Thürme und Alles versinkt wieder; auch die Männer kehren in den Abgrund zurück, und nicht eher bis in der nächsten Osternacht kommen sie wieder.

Das verwünschte Kirchlein.

Den Kirchberg bei Lügde kennt Jeder, der einmal in Pyrmont gewesen ist, denn es ist nächst der Hermannsburg, die ansehnlichste Höhe im ganzen Thale. Jetzt ist der Berg mit Fruchtgärten und Getraidefeldern bedeckt; aber vor Zeiten war das nicht so. Da umschatteten hohe Buchen und Ulmbäume den ganzen Bergrücken, und man konnte damals einen Tag lang dort herumwandern, ohne aus dem Schatten der altehrwürdigen Bäume herauszukommen. Mitten im Walde wohnte der Bergförster, wie sie ihn nannten, wol ein recht stattlicher Mann, und kaum erst den dreißigen nahe. Wie es gekommen, daß er in so jungen Jahren schon eine solch einträgliche Stelle besaß, das kann man jetzt nicht mehr sagen; genug daß er der Bergförster war und ein reicher Mann dazu. Denn in dem weiten Walde fehlte es nie an Rehen und Hirschen, und manch einem solchen Thiere mag der Förster wol das letzte Stündlein gezeitigt haben. Und nun erst noch der reichliche Sold, den er bekam; denn dazumal lohnten Fürsten und Herren noch freigebiger als heute.

Aber trotz dem wollte es ihm nicht gelingen, eins der rothwangigen Mägdlein, die unten im Thale wohnten, in sein grünumdunkeltes Haus heimzuführen. Alle flohen des reichen Försters Liebkosungen, und auf Kirchweih und Jahrmarkt sah man ihn immer nur mit bejahrten Jungfern tanzen. Und vollends die rosige Elsbeth, um die er sich am meisten mühete, schien ihn am meisten zu verachten. Wie oft hatte er sie nicht schon abholen wollen zum Tanz auf der Wiese; aber immer kam er zu spät. Die rosige Elsbeth war längst mit dem Hänsel, oder mit Jörgen dem Holzfäller, oder gar mit dem langen Peter hinaus auf den grünen Plan, und mit ihren Bändern fand der ergrimmte Förster das Dirnlein geschmückt grün und roth und blau. Wie oft schlich er sich nicht Abends den Berghang hinab zu Elsbeths Hüttlein, und wollte in die Kammer treten mit Lied und schönem Spruch. Aber immer fand er Thür und Laden verschlossen, und immer war's innen still und stumm. Am andern Tage mußte er dann zu seinem Verdruß hören, daß der Peter oder der Jörg oder ein anderer schmucker Buhle die ganze Nacht in Elsbeths Häuschen gewesen war.

Manchmal nahm er sich recht ernsthaft vor, die

schnippische Dirne, die ohnehin nicht halb so reich war als er, sich ganz aus dem Sinne zu schlagen. Aber wie er's auch anfing, immer stand Elsbeths Gestalt leibhaftig vor ihm. Ja, je größer die Kluft zwischen ihr und ihm zu sein schien, desto mehr wuchs sein glühendes Verlangen. Es ließ ihn nicht ruhen Tag und Nacht.

In der Schlucht, wo es heute zur Hölle heißt, wohnte damals ein altes Weib, von dem man nicht recht wußte, ob es eine Heilige, eine Profetin oder eine Hexe war. Das wußte aber ein Jeder, daß sie Liebestränke zu brauen verstand, und Mancher hieß es, habe sich schon so ein Tränklein geholt von der Alten. Lange graute es dem Bergförster vor ihr; aber als Elsbeth immer höhnischer gegen ihn wurde, als er sah, daß nichts anders mehr helfen könne, da machte er sich auf zu dem schweren Gange und stieg in die düstere Schlucht hinunter. Er fand die Alte in ihrer Hütte am Spinnrocken. „Kommt Ihr endlich," rief sie ihm entgegen. „Das hat lange gedauert; wäret Ihr früher gekommen, so könntet Ihr schon lange in Schönliebchens Armen ruhen. Ja, ja! seht mich nur an! es ist doch so wie ich sage. Und nun gebt einmal acht, was ich

von Euch verlange. Der heilsamen Kräuter und Wurzeln wachsen in diesen Gründen viele, und ich lasse es mich nicht verdrießen, sie alle zu suchen in ihrer rechten Zeit. Aber eins müßt Ihr auch dazu thun, und das ist es, was den Trank am meisten kräftigt. Zehn Tropfen geweiheten Weines, wie der Priester ihn bewahrt im Altare, muß ich haben, sonst helfen alle meine Arbeiten nichts. Und Ihr müßt ihn mir verschaffen. Kommt Ihr, wenn wieder der Vollmond glänzt, und bringt mir den Wein, den Ihr selbst aus der Kirche holtet, so ist in wenigen Tagen das Lieb Euer. Aber hütet Euch ja, daß Ihr Euch, mit dem Kelche in der Hand, nicht umschaut; denn sonst wär's um Euch geschehen!" Damit schob sie den Förster, der noch kein Wort hatte reden können, zum Hüttchen hinaus.

So schrecklichen Raub sollte er begehen um eines Menschen willen? Lieber wollte er sterben und rein doch vor des Ewigen Gericht treten. Es war ja so kurz nur die Lust, und ewig, ewig die Pein!

Aber eins war, was ihn unaufhörlich stachelte und trieb zu der schwarzen That. Oben auf dem Gipfel des Berges stand ein uraltes Betkirchlein, zu welchem im Frühling, wenn die Blumen sproßten,

die Blätter trieben, das Volk aus dem ganzen Thale wallfahren ging, und ein Prieſter hielt dann ein feierliches Hochamt da oben. Der Schlüſſel zu der Kapelle war in des Förſters Verwahrung. So oft er denſelben erblickte ſtand Elsbeth lächelnd und winkend vor ihm, und der Verführer flüſterte: Es koſtet ja nur einen muthigen Gang; Niemand kann es ja merken, ob zehn Tropfen mehr oder weniger in dem Kelche ſind!

Lange, lange kämpfte der Förſter und rang, und mancher Vollmond kam und ging vorüber. Aber immer mehr wich ſein guter Geiſt von ihm.

Die letzten Blätter fielen im Spätherbſt. Der Vollmond ging, bleich wie ein Todtengeſicht hinter den Höhen auf; die Kapelle blickte grau und geſpenſtig in ſeinem Scheine. Da hielt es den Förſter nicht länger. Haſtig ergriff er den Schlüſſel, ſchwang die Büchſe über die Schulter und trat in die Nacht hinaus. Schwarzes Gewölk jagte, in ſeltſame Geſtalten zerriſſen, unter dem Monde hin; Habicht und Eule wurden wach; die Unke rief aus dem Thale herauf, und vom fernen Münſter her tönte die elfte Stunde der Nacht. Aber der Förſter ließ ſich nicht grauen. Höher und höher ſtieg er

über das raſchelnde Laub empor. Schon ſah er das Kirchlein winken; näher und näher. Ein Dornſtrauch faßte ihn, als wollte er ihn abhalten von dem böſen Gange. Aber zürnend brach er den Zweig und eilte weiter. Jetzt war er oben. Wie er hinabblickte in die Schlucht, ſah er die Alte bei einem Feuer ſitzen, über dem ein großer Keſſel ſiedete. Es war ordentlich, als winke und rufe ſie zu ihm herauf.

Da ſprang er wild auf das Kirchlein zu, nicht achtend des Schattens, der warnend und wehrend dort wankte. Die alte Thür öffnete ſich, knarrend in den verroſteten Angeln. Blutroth ſchien der Vollmond durch die gemalten Fenſterſcheiben, und erleuchtete dem Räuber den Weg zum Altare. Mit zitternder Hand griff der Unſelige nach dem heiligen Schreine, der das Blut des Herrn verbarg. Morſch und alt, wie es war, zerbrach das Käſtlein unter der gewaltſamen Berührung. Noch einmal rief es in ihm, er ſolle umkehren und fliehen, aber es war ſchon zu weit mit ihm; er hörte nicht mehr.

Wie er nun das heilige Naß zählte und tröpfelte in ſeinen Becher hinein, da kam tiefes, angſtvolles Seufzen aus des Berges Grunde herauf, ſo ſchwer, ſo grauenhaft, daß der Bergförſter entſetzt ſich um-

sah, und den Kelch fallen ließ, welcher schrillend am Boden hinrollte.

Da fuhr es kalt wie der Tod über den Förster; sein Athem stockte — sein Blut gerann in den Adern — sein Herz stand still — er ward zu Stein.

Als die Leute im nächsten Mai zu dem Betkirchlein kamen, und sahen was vorgegangen war, meinten sie und sagten, das Steinbild am Altare mit den verzerrten Zügen müsse wol ein böser Geist sein, und hielten das Kirchlein für verwünscht. Nachher wallfahrte Niemand mehr zu dem Berge, und die Säulen und Bogen verwitterten im Laufe der Zeit. Doch hat man noch vor nicht langen Jahren die Spuren des verwünschten Kirchleins auf dem Berge sehen können, der noch immer der Kirchberg heißt.

Die Lilie von Corvei.

In alter Zeit, als in Corvei noch die reichen Mönche Haus hielten und ihrer so viele waren, daß sie Tag und Nacht Messe lesen und Litaneien singen

konnten ohne Unterbrechung — in dieſer alten Zeit hat ſich dort eine ſonderbare Geſchichte zugetragen, die noch immer unter den Leuten von Mund zu Munde geht.

Wenn damals einer von den Mönchen in Corvei ſterben ſollte, ſo kam ihm der Tod nicht wie unſer Einem, gleich einem Diebe um Mitternacht; nein, drei Tage vorher fand der, auf welchen es abgeſehen war, eine weiße Lilie in ſeinem Chorſtuhle. Dann wußte er Beſcheid. Wie die Blume welkte, ſo welkte auch er, und wenn das letzte Blättchen vom verſchrumpften Stiele ſich löſte, dann rang ſich auch der letzte Athemzug mühſam aus der Bruſt des Sterbenden. So war es ſeit Menſchengedenken, und Jeder fand zuletzt die bleiche Blume.

Nun war einmal ein ſehr ſtrenger Abt in Corvei, der den vielleicht früher verwöhnten Brüdern auch nie das Geringſte nachſah. Mancher von ihnen, der ſonſt Tage lang im Sollinge ſich herumgetrieben hatte auf der Fährte der Hirſche und wilden Schweine, durfte jetzt die enge Zelle nicht verlaſſen und ſah ſich früh und ſpät von düſtern Folianten umgeben; mancher, der auf den Bauernhöfen der Nachbarſchaft wol allzubekannt war, mußte Tag und Nacht

in den beſtaubten Chorſtühlen ſitzen, oder in endloſen Kaſteiungen ſeinen widerſpenſtigen Leib züchtigen. Und ſo kam die Reihe an Alle.

Klagen und Verwünſchungen wurden bald genug laut, und nicht Einer fand ſich, der nicht die gute alte Zeit geprieſen hätte, wo noch der Grundſatz gegolten: Leben und Leben laſſen! Vor Allen war es aber der Bruder Theobald, welcher dem neuen Abte am aufſätzigſten war. Der Theobald iſt ein gar luſtiger Geſelle geweſen, von dem die Bauerweiber die ſchnackigſten Geſchichten zu erzählen wußten. Deshalb war ihm auch das ſtrenge Regiment des Abts am unerträglichſten, und nur mit dem größten Widerwillen verſtand er ſich zu den ſchweren Pönitenzen, die ihm der Abt gerade nicht gar zu ſelten vorſchrieb. Als er aber einmal viele Wochen lang auf ſeiner Zelle bei Waſſer und Brod faſten mußte, weil ihn die Jungfer Barbe, weiß Gott weswegen, verklagt hatte, da erreichte ſein Groll den höchſten Gipfel, und er ſchwur, ſich der läſtigen Aufſicht zu entledigen, koſte es auch was es wolle Die trüben Faſttage ließen ihm Z[illegible] genug einen Racheplan zu entwerfen und hinlänglich zu

überlegen, so daß der Gedemüthigte am Ende seiner Strafzeit völlig damit im Klaren war.

Am nächsten Sonntagmorgen eilte er, noch ehe die Sterne erblichen, in den Klostergarten hinab, pflückte eine weiße Lilie und legte sie in der Kirche heimlich auf den Pult des Abts. Als dieser zum Frühgottesdienst hereintrat, erschreckte ihn der Anblick der Todtenblume so gewaltig, daß er zu Boden stürzte und den Geist aufgab.

Als sich die Brüder von dem ersten Schrecken erholt hatten, schritten sie gleich in den nächsten Tagen zur Wahl eines neuen Abts. Um aber einen recht gelinden Obern zu bekommen, so wählten sie den Bruder Theobald, von dessen finsterer That Niemand etwas ahnte. Theobald aber wurde von Tage zu Tage mürrischer und tiefsinniger, denn des Abts bleiche Gestalt wich nicht von seinen Blicken. Wo er ging und stand umschwebte ihn der wankende Schatten und ließ ihn nicht Ruhe und Frieden mehr finden. Es half ihm nichts, daß er zum Weine seine Zuflucht nahm, daß er größere und immer größere Pokale leerte. Seines Gewissens giftiges Gewürm ließ sich nicht ersäufen im goldenen Becher. Oft schien er in seiner Angst dem Wahnsinne nahe.

Seine Untergebenen behandelte er wie ein Tyrann, so daß die armen Mönche sich oft den alten Abt zurückwünschten, unter dem sie es doch so schlimm nicht gehabt hatten.

Endlich, als er seines Elends gar nicht mehr Rath mag gewußt haben, ist er stillschweigend auf den höchsten Thurm am Corveier Dom gestiegen und hat sich von da herabgestürzt, so daß seine gebrochenen Glieder am Boden umherlagen.

Er war der Erste in Corvei, der ohne die weiße Lilie gestorben ist. Von der Zeit aber hat der Tod die Brüder geholt wie andere ehrliche Leute auch, und Keinem hat er die weissagende Blume mehr gebracht.

Uebrigens soll der Abt Theobald derselbe gewesen sein, unter dem die Geschichte mit dem Hirsche, die wir schon erzählten, sich zugetragen hat.

Der Kampf der Todten.

Auf einem Berge bei Pyrmont, der noch heute die Hünenburg heißt, wohnte in den alten Tagen

auf seinem festen Schlosse ein gewaltiger Hünenkönig, dem weit und breit alles Land unterthan war. Wenn er auf dem höchsten Thurme seiner Veste stand und schaute hinab nach Morgen und Abend, nach Mittag und Mitternacht, so war Alles sein eigen so weit sein scharfes Auge trug, und weiter, viel weiter noch über die fernsten Berge hinaus. In den köstlichen Gemächern seiner Burg aber hegte er einen Schatz, der besser war als Schlösser und Städte, besser als Gold und blinkende Waffen. Das war Ilda, sein Töchterlein, schöner und herziger als alle Jungfrauen der Erde. Aber er wachte auch wie ein Drache über solch edlem Kleinod, und Keiner außer den Seinigen konnte sich rühmen, je schön Ilda's Antlitz gesehen zu haben. Und doch drang die Sage von ihrer Anmuth weithin in die Ferne, und viele edle Freier kamen, um ihre Hand zu werben. Aber der alte König hatte einen Schwur gethan, sie Keinem zu geben, der es ihm nicht im Zweikampfe gleich thäte. Nun wußte er aber recht gut, daß das Niemand konnte; denn wie Ilda die schönste Frau, war er der stärkste Rittersmann in aller Welt. Ob sich einer der Freier mit dem Hünenkönige im Streite gemessen hat, oder ob sie nur

gleich wieder heimgezogen ſind, das iſt nicht gewiß; ſoviel aber iſt gewiß, daß Einer von ihnen ſich den Beſcheid tiefer zu Herzen nahm als die Andern alle, und daß er auch ein Gelübde that, nicht zu ruhen und zu raſten bis er ſich ſchön Ilda erworben habe, es komme dann, wie es auch wolle.

Nach dieſer Zeit rüſtete der alte Hünenkönig ein großes Heer und zog an der Spitze deſſelben aus, einem befreundeten Könige, deſſen Reich in Gefahr ſtand, zu Hilfe. Die allerbeſten ſeiner Ritter nahm er mit ſich, und verſah ſie ſo reichlich mit Gold, Waffen und Kleidern, daß nimmer ein ſtattlicheres Heer geſehen war. Sechszigtauſend tapfere Männer waren es, die mit dem alten Könige zur Heerfahrt auszogen. Auch Ilda's treuer Freiersmann hörte von den gewaltigen Rüſtungen und wie der Hünenkönig geſchworen habe ſeinen Freund zu rächen, und ſollte darüber auch ſein eignes Reich leer von Männern werden. Da dachte er, jetzt oder nie ſei die Zeit ſein Lieb heimzuführen. Und mit raſtloſer Eile ließ er ein Heer ausrüſten und all ſeine Vaſallen und wehrhaften Männer zu ſich entbieten. Tag und Nacht mußte an Helmen und Schwertern geſchaffen werden; Tag und Nacht mußten die Boten

reiten, die Getreuen unter die Banner ihres Herrn zu ſammeln. Endlich war Alles bereit, und der Tag, an dem die kühne Brautfahrt beginnen ſollte, wurde beſtimmt.

Es war ein heller Sommermorgen als der Ritter mit den Seinen ſich aufmachte und unter freudigen Geſängen der Hünenburg zueilte. In der Nähe derſelben verbargen ſie ſich in einem großen Walde bis zum Abend, und erſt als es dunkel und ſtill war, verließen ſie ihren Hinterhalt. Leiſe und mit Vorſicht drangen ſie vor, und ehe ſie noch von irgend Jemand bemerkt worden waren, hatten ſie des Hünenkönigs Schloß umzingelt. Doch hier galt es einen ſchweren Kampf mit den Tapfern, die der Alte zum Schirm ſeiner Burg zurückgelaſſen hatte. Viele Stunden dauerte der Streit, und mancher der treuen Genoſſen lag ſchon bleich und todt unter dem hohen Gemäuer. Da ſpornte plötzlich der Freier ſelbſt ſein Roß zu gewaltigem Anlauf, und zwiſchen den Pfeilen und Wurfſpießen der Feinde hindurch ſprengte er auf das Thor der Burg zu. Zugleich hob er ſeine Streitart und führte einen mächtigen, weithin hallenden Schlag auf die Thorflügel, daß all die Burg erdröhnte und die Thüren krachend

aufſprangen. Mit wildem Siegesgeſchrei ſtürzte er und die Seinen ſich durch die Oeffnung, Alles erſchlagend, was ihnen widerſtehen wollte. Und immer weiter drangen ſie durch Höfe und Hallen bis zu den höchſten, feſteſten Gemächern, wo Ilda mit ihren Frauen ſich aufhielt. Da quollen ihnen auf einmal aus einem der Säle erſtickender Qualm und praſſelnde Flammen entgegen. Der muthige Ritter eilte herzu, ſprengte die Thür und erkannte durch Rauch und Lohe ein dem Erſticken nahes Frauenbild. Schön Ilda war es ſelbſt; ſo ſchön konnte kein anderes ſterbliches Weib ſein. Händeringend, hülferufend eilte ſie von Fenſter zu Fenſter. Ohne ſich lange zu bedenken, ſprang der Ritter ins glühende Gemach, erfaßte die jammernde Maid und trug ſie in ſeinen ſtarken Armen aus den Flammen. Ihre Frauen waren gleich Anfangs aus dem Saale geflohen; ſie hatte aber geglaubt, noch einige Koſtbarkeiten retten zu können und dadurch den rechten Augenblick verſäumt. Als ſie ſpäter das Gemach verlaſſen wollte, ſah ſie eine feurige Grenze gezogen, die ſie nicht zu überſchreiten wagte. Ohnmächtig lag ſie nun in des Ritters Armen; doch war ſie unbeſchädigt, nur daß Haare und Gewänder ein

wenig verſenkt waren. Ihr Herz pochte heftig und ſchnell. Umgeben von den ſchützenden Seinen trug der Ritter die Jungfrau aus der brennenden Burg. Die eben aufgehende Sonne beſtrahlte purpurn ihre bleichen Wangen.

Raſch ging nun ihre Fahrt dem Ufer des Meeres entgegen. Dort ſtiegen ſie zu Schiffe und fuhren nach einer fernen Inſel, wo der treue Ritter ein feſtes Schloß hatte. Als der alte Hünenkönig fern in den ſüdlichen Landen die Mähr vernahm und herbeieilte, den Raub ſeines Kindes zu ahnden, war hinreichend Zeit verfloſſen, daß der Ritter ſich gegen ſeine Angriffe hatte rüſten können. Zudem brachte der Alte kaum den vierten Theil ſeiner Ritter von der Heerfahrt wieder zurück, ſo wacker hatten die Feinde in den Südlanden geſtritten. Mit grimmiger Eile brachte er die ihm Gebliebenen zu Schiffe und landete mit ihnen nach kurzer Fahrt an dem Eilande des Ritters. Mit Wuth ſtürmte er gegen die Burg an; aber mächtig war das Gemäuer und tapfer die es ſchirmten. Einen ganzen Tag kämpfte er fruchtlos vor der Veſte. Hundert Todte zählte er als die Nacht den Streit unterbrach. Am andern Morgen ſtand ſchön Ilda auf den

Zinnen des Schloſſes und rief Worte des Friedens und der Verſöhnung zu ihrem Vater hinab. Aber der Alte blieb unbeugſam und wollte von keiner Sühne mit dem Ritter wiſſen. Da änderte ſchön Ilda ihren Sinn und ſpornte die in der Burg zu neuem gewaltigem Streite. Und wieder dauerte unentſchieden das Ringen den ganzen Tag; wieder lagen hundert Todte. Als es aber um Mitternacht war, da begann ſchön Ilda dunkle, zaubergewaltige Lieder zu ſingen, daß die Todten ſich aufrichteten und einen Kampf hielten bis zur Morgenröthe. So war es eine Nacht nach der andern, und bald war kein Lebendiger mehr auf der Inſel, und nur die Todten kämpften. Das iſt der Kampf der Todten, und die Leute dort ſagen, er ſolle dauern bis zum jüngſten Tage.

Der Mantel.

I. Als die heilige Jungfrau mit ihrem Kindlein nach Egipten floh, da hatte ſie eine gar beſchwer-

liche lange Fahrt. Ueber Berge und Thäler, durch Schluchten und Wälder gings viele Tage und Nächte. Denn die ordentlichen Straßen und Wege durfte die Arme nicht ziehen, aus Furcht, von des Herodes Trabanten aufgegriffen zu werden. Mancher harte Stein ritzte da ihre Haut; mancher scharfe Dorn stach ihre Füße blutig. Und ein recht schlimmes Wetter muß damals auch gewesen sein; denn ihr ärmliches Kleid wurde mürber und mürber auf der Reise, und von jeder rauhen Hecke, an der sie vorbeikam, war die Spur an ihrem Gewande zu finden. Hier und da fielen ganze Stücken aus ihrem Kleide heraus, und zuletzt konnte sie sich mit den elenden Fetzen kaum mehr verhüllen und schützen. Einmal saß sie unter einer Palme und weinte bitterlich über ihre Noth, und wollte schier kleinmüthig und verzagt werden. Da kam ein alter Mann des Weges gegangen, der sah die Thränen des unglücklichen Weibes, und ließ sich ihres Jammers erbarmen. Er zog seinen Mantel von den Schultern, und warf ihn über die Heilige. Die sah ihn mit einem himmlischen Blick an und rief: „Der Herr wird Dir lohnen, was Du mir thatest, — Dir und Deinen fernsten Nachkommen!—" Heiter und

gestärkt stand sie dann auf und setzte ihre Reise fort. Ohne weitere Gefährde kam sie in Egipten an. —

II. Es war um viele Jahrhunderte später, zur Zeit der Kreuzzüge. Viele tapfere Männer aus dem Abendlande waren nach Palästina gezogen, die heilige Stadt den Türken zu entreißen; nebenbei auch wol den eigenen Säckel zu füllen. Unter diesen war auch Ritter Hans von Dringenberg aus dem Paderbornschen Lande. Aber ihm wollte es nicht so glücken wie wol manchen Andern. Hitze, Durst, Wunden und tausend andere Plagen waren das Einzige, was er von seiner frommen Fahrt hatte. Aber einmal, bei Belagerung einer festen Stadt, ging's ihm trauriger als je zuvor. Von einem Pfeile getroffen, stürzte er vom Pferde. Die Seinen hatten nicht Zeit, sich nach ihm umzusehen; später kamen die Türken, welche die Belagerung zurückgeschlagen hatten, aus der Festung, fanden den Ohnmächtigen und plünderten ihn rein aus. Dann ließen sie ihn, den sie für todt hielten, nackt in einer fauligen Lache liegen. Es dauerte lange, ehe er wieder zu sich kam. Als er aber endlich die Augen öffnete, sah er sich von einem blendenden Glanze umgeben. Eine hohe, leuchtende Frau mit einem

Kinde, von jubelnden Engeln umgeben, ſtand vor ihm. Nachdem er ſich überzeugt, daß er nicht träume, merkte er alsbald, daß es die Mutter Gottes ſei. Mit einer Stimme, die wie Harfenton klang, ſprach die Hehre: „Einſt, als ich noch ſterblich auf der Erde wandelte, war ich in großer Noth. Ich hatte nicht ſoviel mehr, meine Blöße zu decken. Da kam ein Mann und hüllte mich in ſeinen warmen, ſchützenden Mantel. Ich flehte damals zum Herrn, die That des Mannes noch an den ſpäteſten Nachkommen deſſelben zu lohnen. Du biſt der Nachkommen einer von jenem Mitleidigen; ich bin daher gekommen, Dir, da Du in Noth biſt, zu helfen.“ Mit dieſen Worten nahm ſie ihren ſternbeſäeten Mantel und hing ihn über des Ritters blutige Schultern. Darauf war ſie verſchwunden, noch ehe Ritter Hans ein Wort hatte erwiedern können. Er aber fühlte ſich wunderbar geheilt und erquickt; raffte ſich auf, und kam in kurzer Friſt ins chriſtliche Lager. Von der Zeit an focht er immer in dem Sternenmantel, den er über ſeiner Rüſtung trug. Wunderſames Glück war mit ihm und mit all den Seinen von dem Tage an.

Als endlich Ritter Hans auf ſeiner Väter Burg

wieder eingezogen war, legte er den Mantel zum ewigen Andenken im Dom zu Paderborn nieder. Aber Jeder, der nachher den Dom betrat, schnitt sich ein Stück von dem Mantel ab; daher ist es gekommen, daß heutzutage nur noch ein unbedeutendes Stück davon zu sehen ist. Dieses wird indeß mit der größten Sorgfalt verwahrt.

Der Marienbrunnen.

Auf dem Jesuiterhofe zu Paderborn steht ein ehernes Marienbild über einem fast ganz verfallenen Brunnen, von dem man folgendes erzählt. Es kam einmal in den heißesten Tagen des August ein Bettler nach Paderborn, und flehete um Gottes willen um einen kühlenden Trunk. Aber — war es nun Hartherzigkeit oder Gleichgültigkeit — der Arme ward an jeder Thür abgewiesen. Nirgend fand sich Einer, der Zeit gehabt hätte, ihm ein Glas Wasser zu reichen. Und immer heißer ward es, wie die Stunden vergingen; und es ward Mittag, bren-

nender Mittag, — und immer noch lechzte der Greis vergebens nach Labung. So schleppte er sich fort bis zum Collegium der Jesuiten. Aber die hohen Treppen zu erklimmen, und die geistlichen Herren um Erquickung zu bitten, war er schon zu todesmatt. Da gewahrte er im Hofe das Muttergottesbild, er hob zu ihm seine zitternden Hände und rief mit kläglicher Stimme: „Maria, du Heilige, schaff meiner glühenden Zunge, meinen wunden Gliedern Labung; oder laß mich hier sterben!“ Und sieh! plötzlich kam silberhelles, kaltes Wasser aus den Brüsten der hehren Frau hervor; der müde Greis labte und stärkte sich, und ging, Maria die Heilige preisend, von dannen.

Die Väter der Jesuiten hatten Alles gesehen und beeilten sich, das wunderbare Wasser aufzufangen. Auch ließen sie an der Stelle nachgraben, viele hundert Fuß tief. Aber der heilige Quell war längst wieder versiegt, und einen andern fanden sie nicht. So ließen sie endlich die Arbeit liegen; der Brunnen ward nach und nach verschüttet; das Steingeländer zerfiel und verwitterte, und heute sieht man kaum noch einige Spuren desselben. Das Muttergottesbild aber steht noch immer, finster und ehrwürdig.

Der Herr von der Wewelsburg.

Auf der Wewelsburg hauſete einmal ein recht böſer, harter Herr. Er plagte die Bauern bis auf's Blut, ſchändete ihre Töchter und Frauen und plünderte die Krämer, die mit ihren Waaren auf der Landſtraße daherzogen. Sein Burgkaplan, ein frommer Prieſter, ermahnte ihn oft, ſeine ruchloſen Pfade zu verlaſſen; er ſtellte ihm die Gerichte des Ewigen in den ſchwärzeſten Farben vor — aber Alles war umſonſt. Die ernſten Worte des Kaplans vermogten nicht, das ſteinerne Herz des geſtrengen Herrn zu rühren; er blieb wie er geweſen war. Aber als einmal der Herr von der Wewelsburg eine arme, wehrloſe Dirne aufgegriffen und mit Gewalt zu ſeinem ſchändlichen Willen gebracht hatte, da ließ es der Kaplan nicht mehr bei ernſten, mahnenden Worten bewenden. Er ſagte dem Wütherich geradezu, daß er nicht länger in ſeinen unheiligen Mauern die heiligen Ceremonien verwalten, daß er überhaupt nicht länger bei einem unverbeſſerlichen Sünder ſich aufhalten dürfe. Und darauf ſchickte er ſich an, die Wewelsburg für immer zu verlaſſen. Aber der wilde Herr ließ ihn greifen und binden, indem

er mit fürchterlicher Stimme rief: „Meinst du, eitler Pfaff, ich hätte nicht Mittel, mich eines lästigen Predigers zu entledigen? Meinst du, ich müsse warten in guter Geduld, bis du selbst gingest?“ Darauf ergriff er ihn, und erdrosselte ihn mit eigenen Händen an den Pforten der Kapelle. Gräßlich lachend, setzte er sich dann zum schwelgerischen Banket, mit seinen Kumpanen auf das Wohl seiner neuen Geliebten zu trinken. Unter tollem Jubel vergingen die Stunden des Tages, und noch in die Nacht hinein dauerte die sündliche Lust. Endlich taumelte der Herr von der Wewelsburg auf sein Lager. Wollüstige Träume umgaukelten sein Hirn. Da schlug die Schloßuhr Mitternacht, dumpf — langsam — ernst, wie nie. Und von der Kapelle her erhob es sich stumm und nebelhaft, und huschte über den gepflasterten Hof zur verschlossenen Pforte hinein. Das war der Geist des gemordeten, unbegrabenen Priesters. Durch alle die langen Gänge; an allen Thüren vorüber ging er, schlich er, leise — leise. Er suchte die Gemächer des trunknen Herrn. Wie tiefes Seufzen stieg es aus ihm auf, als sich die schwere Eichenthür knarrend vor ihm öffnete. Jetzt war er darin — jetzt stand er am Bette. Und ein

Geräusch ward laut und ein Getön und ein Wimmern und Heulen, daß es anzuhören war wie ein langer, qualvoller Kampf, wie ein Ringen zum Tode. Alle in der Burg erwachten. Aber Keiner wagte nachzusehen; denn sie schauderten vor Entsetzen. Kalter Schweiß troff von ihren Schläfen. Endlich wurden die gräßlichen Klänge schwächer, immer schwächer, und als die Thurmuhr eins schlug, da verhallte der letzte schwere Seufzer. Als man bei Tagesanbruch den Herrn von der Wewelsburg wecken wollte, fand man ihn mit umgedrehtem Genicke am Boden liegen. Sein Antlitz war von fürchterlicher Todesangst entstellt worden, daß die Seinen ihres Herrn Leiche kaum erkannten. — Auf dem Friedhofe der Wewelsburg fand man am nämlichen Tage einen frischen Grabhügel, den Niemand aufgeworfen hatte. Die Leute dachten es gleich wol, wenn sie es sich auch gerade nicht merken ließen, daß hier der fromme Kaplan zum ewiglangen Schlafe ruhe.

Der Mönch im Feuer.

Vor vielen Jahren, als im Kloſter Abbinghof zu Paderborn noch Benedictinermönche waren, brach einmal Feuer in den Zellen aus. Erſt verſuchte man zwar, den Flammen Einhalt zu thun; als die Brüder aber ſahen, daß, trotz aller Arbeit, die Lohe immer größer ward, flohen ſie eilig die Treppe hinab, um dem Feuertode zu entgehen. Keiner hatte der Gelübde gedacht, welche ihnen verboten die Clauſur, außer an beſtimmten Tagen, eigenmächtig zu verlaſſen. Nur einer, der Bruder Hildegrim, blieb treu ſeinem Eide; unter brünſtigen Gebeten ſaß er in ſeiner Zelle, und achtete es nicht, wie die Glut jeden Augenblick näher kam; achtete nicht der unerträglichen Hitze, die ihn bald zu erſticken drohte. Unterdeſſen eilten die andern dem Kloſtergarten zu. Schon ſchlug ihnen friſche, erquickende Luft entgegen; ſchon waren ſie den ſchattigen Laubengängen nahe. Da — ſtürzte das ſteinerne Thürgeſims, von der ungeheuren Hitze geſprengt, über ihnen zuſammen und begrub ſie, — zwanzig an der Zahl, unter ſeinen rauchenden Trümmern. Als aber die Leute nachher den Schutt wegräumten, und ſich an-

schickten, das Kloster wieder herzustellen, da fanden sie die Zelle des Bruders Hildegrim völlig unversehrt vom Feuer und ihn selbst noch immer knieen im Gebete. — Für die neu eintretenden Mönche ward Hildegrim der erste Abt, und starb lange nachher im Rufe der Heiligkeit.

Der Brunnen im Dom.

Im Dom zu Paderborn quillt ein tiefer, kühler Brunnen. Kein Fremder, der sich den alten Dom zeigen läßt, versäumt es diesen Brunnen zu sehen, denn an ihn knüpft sich eine alterthümliche Sage, welche der letztverstorbene Domküster folgendermaßen erzählte: Da unten ruhen Schätze von Gold und Edelsteinen, die mehr werth sind als das ganze Paderbornsche Land; aber Niemand vermag sie zu heben, denn ein schwerer Bann hält sie von alten Zeiten her gefangen. Nur über eins hat der böse Zauber keine Macht, und das ist ein steinernes Muttergottesbild. Jeder, der das rechte Wort und

die rechte Zeit weiß, kann das Bild heraufholen. Und wem es gelingt, der hat das größte Kleinod von der Welt in seinem Besitze. Sobald nämlich das Wunderbild aus dem Brunnen erhoben ist, wird das Haus und die Stadt und das Land, wo es sich befindet, mit allem nur erdenklichen Glück gesegnet werden.

Ein alter Bischof, dessen Namen ich nun gerade nicht zu nennen weiß, hatte auch von dem Marienbilde sagen hören, und jemehr er der Sache nachdachte, desto heftiger ward sein Verlangen, in den Besitz des beglückenden Bildes zu gelangen. Alle Bücher, in denen etwas von Zauberei, Schätzegraben, Geisterbeschwören vorkam, las er durch; aber nirgend fand er etwas von den Schätzen des Brunnens, und wie sie erhoben werden könnten. Darüber ward er ganz mißmuthig und krank, und mancher der Domherren freute sich schon im Stillen in der Hoffnung, bald des wankenden Prälaten Nachfolger zu werden. Da stellte sich plötzlich ein Mann bei dem Bischofe ein, der versprach, das Bild aus dem Brunnen herauf zu holen. Mit Entzücken rief der Bischof: „Und was, mein Freund, verlangst du für einen so großen Dienst?“ „Nichts, als daß

Ihr mir vergönnt, in dem von der Mutter Gottes gesegneten Lande wohnen zu dürfen. Nicht allein das sagte der Bischof dem bescheidenen Manne zu, sondern auch, daß er — der Fremde — der Nächste am bischöflichen Stuhle sein, und Reichthum und Alles in Fülle haben solle. Der Mann bat um drei Tage Vorbereitungszeit; dann wolle er sein schweres Werk beginnen. Am dritten Tage ging er mit dem Bischofe, der nun alle seine Munterkeit wieder erlangt hatte, in den Dom und schloß sich ganz allein mit ihm ein. Gerade als es Mittag war, stellten sie sich an den Rand des Brunnens, und der Fremde fing an, nachdem er dem Bischof das größte Stillschweigen auferlegt hatte, aus einem alten großen Buche halblaut zu lesen. Das dauerte lange. Darauf nahm er etwas wie ein graues Pulver, streute es in den Brunnen und rief dazu mit lauter Stimme:

„Geister im Brunnen,
Ich hab' begunnen
Euch zu beschwören;
Mich sollt ihr hören!"

Dann las er wieder in dem großen Buche eine Weile, doch nicht so lange als das erstemal; warf

wieder von dem Pulver in den Brunnen hinab und rief:

„Geister der Tiefen,
Die unten schliefen,
Weichet zurücke
Vor meinem Blicke!“

Wieder las er im Buche; wieder warf er das Staubpulver hinab; wieder rief er, indem er zugleich mit einem Spiegel und Ringe über dem Brunnen wunderliche Zeichen beschrieb:

„Geister der Wellen,
Bringt es zum Hellen,
Was ihr da unten in feuchter Nacht
Lange bewacht,
Alle die Schätze, alle die Pracht!
Hört! ich berüf' euch bei Nostradamus Spiegel;
Hört! ich beschwör' euch bei Salomons Siegel,
Das da eröffnet der Hölle Riegel!
Hört! — Hört! — Hört! — —“

Der Bischof, welcher zufällig einen Blick in den Spiegel warf, sah wie sich plötzlich ungeheure Gestalten in demselben zu regen begannen; sie wanden und ballten und bäumten sich. Und wie die Geister im Zauberspiegel, so bewegte sich das Wasser im Brunnen; es zischte und schäumte und gährte, daß dem Bischof ein innerliches Grauen ankam. Doch

nach und nach ward es ruhiger im Spiegel und ſtiller in der Tiefe; die Bilder verblaßten; das Waſſer ſank. Endlich war es ganz trocken im Brunnen, und eine Treppe wurde ſichtbar, die auf vielen Stufen hinabführte. „Harret meiner nur eine kleine Weile," ſagte der Zauberer zum alten Biſchofe; „ſogleich bin ich mit dem heiligen Bilde wieder bei Euch." Darauf ſtieg er die Treppe hinunter und verſchwand am Ende durch eine kleine Thür unten im Brunnen. Es dauerte gar nicht lange ſo kam er zurück und trug das ſchwere Steinbild, das ganz grau und verwittert ausſah, auf ſeiner Schulter. So wie er heraufſtieg kam das Waſſer langſam hinter ihm her, und als er oben war, ſtand es gerade wieder ſo hoch im Brunnen wie vor der Beſchwörung. Ein unbeſchreiblich angenehmer Duft ging von dem Muttergottesbilde aus, welches der Biſchof ſogleich mit eigenen Händen auf den Hochaltar ſtellte. Darauf fragte er den Fremden: „Saheſt du denn ſonſt nichts, mein Sohn, von den köſtlichen Schätzen, welche der Abgrund da verbirgt?" Und der Fremde fing an zu erzählen von der Tiefe, wo Paläſte von Gold und Burgen von Perlen ſtehen; wo in duftenden Gärten Demantblumen blühen; wo in

Bächen edler Wein über Rubinfelsen rinnt; wo die größten Kostbarkeiten, Bergen gleich, aufgehäuft liegen. „Aber Alles, fügte er hinzu, ruht unter so schwerem Geisterbanne, daß es dem, der die Hand danach ausstreckt, unfehlbares Verderben bringt.“ „So ist mir's doch also vergönnt diese Wunder wenigstens zu sehen und anzustaunen,“ fiel der Bischof ein; „und darum will ich hinab!“ Es half nicht das geringste, daß der Zauberer ihm die großen Gefahren, mit denen das Unternehmen verbunden sei, vorstellte; daß er ihn bat; daß er mit Thränen zu ihm flehete, sein Leben, seiner Seele Heil nicht so auf's Spiel zu setzen. Der Bethörte blieb bei seinem Verlangen, und der Fremde mußte die Beschwörung zum zweitenmale beginnen. Wild brauste das Wasser; wüthend wanden sich die Geister, erzürnt über das doppelte Weh. Aber der Bischof war verblendet, und stieg hastig hinab. Als er durch die kleine Thür ging, trat er in ein Thal, welches wie von rosigem Morgenroth umflossen lag. Wohlgerüche, ähnlich denen, die das Steinbild ausgeströmt, drangen von tausend Blumenbeeten ihm entgegen, während laue Winde ihm Stirn und Schläfen kühlten. Am meisten wunderte er sich über

die große Helle die allenthalben war, da er ſich doch tief unter der Erde befand. Jedoch bald merkte er, daß dieſes Licht von ſieben Schlöſſern ausging, welche vom lauterſten Golde in dem Zauberthale erbaut, und mit Smaragden und Perlen gedeckt waren. Eilig wollte er auf das erſte derſelben zugehen; da nickte ihm eine Roſe mit ſo wollüſtig ſüßem Duft entgegen, daß er ſich nimmer enthalten konnte ſie zu brechen, und den Wohlgeruch gierig einzuſaugen. Aber in dem Augenblicke hörte er die kleine eiſerne Thür dröhnend zufallen, und — die ſchwärzeſte Nacht umgab ihn. Zugleich hörte er das Waſſer im Brunnen brauſen und ſteigen und an ſeinen Ort zurückkehren. — Der alte Biſchof iſt nie wieder zum Vorſchein gekommen; ebenſo wenig der fremde Zauberer und das ſteinerne Marienbild. Ob das letztere in den Brunnen wieder hinabgeſtiegen, oder ob der Fremde mit ihm ungeſehen entkommen iſt, — das kann Niemand ſagen.

Der Dombaumeister.

Als sie in alter Zeit den Dom in Paderborn bauen wollten, fand es sich beim Graben der Fundamente, daß auf einer Seite des Baues der Boden moorig und nicht wol geeignet war, die ungeheure Last der Mauern und Thürme zu tragen, während die gegenüberliegende Seite aus starkem Felsengrunde bestand. Die Rathsherren und Vorsteher wurden nun bange und meinten, der große Bau werde verunglücken; ließen auch den Baumeister rufen und nahmen ernste Rücksprache mit ihm. Der aber wollte nicht Ja und nicht Nein sagen, schüttelte nur so mit dem Kopfe, und schmunzelte: Er werde wol schon für den Dom einstehen, — er und seine wackern Gesellen.

Darauf hat nun das Werk seinen glücklichen Fortgang gehabt, und ist endlich nach manchem Jahr und Tag, nach manchem vergossenen Schweißtropfen fertig geworden. Als nun die geistlichen Herren und die Aeltesten der Stadt den Dom besahen, ob Alles auch nach Recht und Ordnung gebaut wäre, da fanden sie rechts an einer Säule Männer in einer Stellung ausgehauen, als wenn sie keuchend

eine schwere Last trügen. Gegenüber war an einem Pfeiler eine flatternde Fledermaus gemeißelt. Verwundert fragten die Rathsherren nach der Bedeutung dieser Bilder. Da lachte der alte Meister und sprach: „Hier rechts ist der Boden feucht und locker; deshalb mußten wir hier den Bau mit unserer Kunst stützen und tragen; dort hingegen ist der Grund so fest, daß leicht eine Fledermaus den Dom stützen könnte.“

Die Männer und die Fledermaus sind noch heute im Paderborner Dom zu sehen; nur kennt nicht Jeder ihre Bedeutung.

Schwester Irmgard.

Nahe bei der Stadt Lügde, in der Schlucht, durch die man nach der Hermannsburg geht, stand einst ein Nonnenkloster. Und ein reiches Kloster muß es gewesen sein mit Mühlen und Vorwerken; denn noch heute heißt die Stelle am Bache, wo einst die Oelmühle gelegen, „der Nonnen Oelwiese.“

In diesem Nonnenkloster nun war einst eine Schwester Irmgard, die hatte einen heimlichen Liebsten, einen gar kecken Jägersmann. Und jede Nacht kamen sie im Klostergarten zusammen, und koseten und herzten lange; und der Liebste hatte ihr auch versprochen, sie einmal zu befreien aus den dumpfen Klostermauern, und mit sich zu nehmen fernhin an die grünen Ufer des Rheines. Aber als es nun weiter kam und immer weiter; als es sich zu regen begann unter dem Herzen der Nonne; als ihr der Weg die hohen Treppen hinab in den Klostergarten immer beschwerlicher ward; als sie es nicht lange mehr bergen konnte unter dem schwarzen Talar —: da wollte der Falsche, von der Entführung nichts mehr wissen, und zuletzt, als die arme Irmgard nicht abließ mit Bitten und Flehen und Beschwören — blieb er ganz aus. Da stand eines Abends die Betrogene am Fenster, und sah trübselig hinab auf den Pfad, den er sonst zu kommen pflegte. Und immer finsterer wurden ihre Gedanken, immer schwerer pochte ihr Herz. Da hörte sie plötzlich wirres Gemurmel auf den Gängen, in den Zellen. Bald jedoch konnte sie die Stimme der Oberin deutlich unterscheiden: „Wie konntet ihr mir nur solche

Schande so lange verhehlen? — Aber nicht länger sei die ehrlose in unserer Mitte geduldet; nicht länger entweihe sie durch ihre Gegenwart unsere heiligen Mauern. Hinausstoßen wollen wir sie in die falsche Welt, deren trügerischen Lockungen sie ihr Ohr lieh; dort möge sie, allem Elend preisgegeben, ihre That bereuen!" Indeß waren die Nonnen immer näher gekommen. Jetzt standen sie vor Irmgards Zelle; jetzt nestelten sie an der Thür —: gleich mußte die Oberin eintreten. Da riß die Gequälte in wilder Verzweiflung das Fenster auf, und stürzte sich hinab, und zerschellte unten am zackigen Gemäuer.

Das Kloster ist längst zerfallen; jede Spur von ihm ist im Laufe der Zeit verschwunden, aber noch lebt im Munde des Volks die Sage vom falschen Jägersmann und von der Schwester Irmgard. Und wer spät Abends von der Hermannsburg kommt, der sieht es am Bache ruhelos wandeln, grau, schattenhaft und blutig. Das ist der irre Geist der Schwester Irmgard.

Kleinenberger Streiche.

Kleinenberg, ein Städtchen im Paderbornschen, ist, wie Schöppenstett, Krähwinkel u. a., wegen seiner oft tölpelhaften, oft launigen Streiche übel berüchtigt. Viele solcher Streiche aus alt und neuer Zeit werden den guten Kleinenbergern nacherzählt. Einige der originellsten mögen hier eine Stelle finden.

1. Wie die Kleinenberger das Licht in die Kirche trugen.

Die Kleinenberger bauten einmal eine neue Kirche, und ließen sich's viel Geld kosten, daß sie ein recht stattliches Ansehen bekäme. Als nun Alles fertig war, und die Rathsherrn den Bau besichtigen wollten, fanden sie es in der Kirche völlig dunkel. Lange sannen sie vergeblich, den Grund dieses Uebelstandes herauszufinden, bis ihnen zuletzt einfiel, daß sie — die Fenster vergessen hatten. Wie war da zu helfen? — — Endlich rief der Bürgermeister: „Ich hab's!“ Sogleich bestellte er viele Leute mit großen Säcken; die mußten sich, da es gerade im hohen Mittage war, auf den Marktplatz stellen, die Säcke öffnen, und die Sonne hineinschei-

nen lassen. Nach einer Weile befahl er den Leuten, die Säcke fest zuzubinden, und ihm so in die neue Kirche zu folgen. Hier ließ er die Säcke eiligst öffnen und umkehren, damit das hineingeschienene Sonnenlicht herauskäme, und sich in der finstern Kirche verbreite. Die Leute thaten genau wie der weise Bürgermeister befahl; aber in der Kirche blieb es dunkel wie zuvor, worüber sich Alle höchlich verwunderten.

2. Wie die Kleinenberger einen Brunnen ausmaßen.

Auf dem Marktplatze zu Kleinenberg befindet sich ein Brunnen, von dem man heute noch nicht weiß wie tief er ist; und doch wurde er schon in alter Zeit vom Bürgermeister und Rath selbst ausgemessen. Das klingt sonderbar; ging aber ganz natürlich zu. Wenn nämlich die alten Kleinenberger so in den Brunnen hinabschauten und sahen, wie das Wasser so tief in ihm stand, daß es ordentlich schwarz aussah; wenn sie an der eisernen Kette die schweren Eimer aufzogen, und es gerade eine Viertelstunde weniger zwei Minuten dauerte, bis diese oben ankamen; wenn sie einen Stein hinabwarfen,

und er fiel und fiel, und man gar kein Ende des Fallens hörte —, und noch bei tausend andern Gelegenheiten, schüttelten die ehrsamen Bürger bedächtig die Köpfe, und sagten: „Wie tief doch wol der Brunnen sein mag!“ Das konnte endlich der Bürgermeister nicht mehr gleichgültig anhören, und zudem schien es ihm auch ein großer Schimpf für Kleinenberg, daß in seinen Mauern ein Brunnen quille, von dem man nicht einmal wisse, wie tief er sei. In seiner Weisheit beschloß er also folgendes: Er ließ über den Brunnen einen starken jungen Eichenstamm — in Kleinenberg nennen sie das einen „Heister“ — legen; umfaßte ihn mit beiden Armen, und ließ sich so in den Brunnen hinabhängen. An seine Füße klammerte sich der erste Rathsherr; an diesen der zweite, und so fort bis die Rathsherren zu Ende waren. Dann kamen die Rathsdiener, Nachtwächter u. dergl. und zuletzt sollte die ganze Bürgerschaft folgen; so mußte man doch auf den Grund kommen, und erfahren: wie viele Männer tief der Brunnen sei. Gerade als der erste Rathsdiener sich an den letzten Rathsherrn hängen wollte, rief der weise Bürgermeister: „Halt! — Ich muß erst den Heister besser umfassen.“ So

ließ er ab, um den Stamm fester zu umklammern; aber, o weh! das Gewicht der Rathsherren zog ihn hinunter, und Bürgermeister und Rath stürzte in den Brunnen hinab, ohne seine Tiefe erforscht zu haben.

Noch heute achtet es ein Kleinenberger für den größten Schimpf, wenn man ihn fragt, wie tief der Brunnen auf dem Markte sei.

3. Wie die Kleinenberger Holz fuhren.

Sie wollten auch einmal eine Schule bauen in Kleinenberg. Die Eichen dazu mußten sie aus einem Walde holen, der jenseits der Berge lag. Das war nun, wie man sich denken kann, eine höchst mühselige Arbeit. Indeß ging doch Alles ohne Schaden ab bis auf den allerletzten Wagen. Als der gerade oben auf den Bergen war, zerbrach er, und die Stämme fielen zerstreut auf den Boden. Einer aber, der recht rund und schlank gewesen sein muß, kam ins Rollen, und rollte immer weiter und weiter, und zuletzt bis vor das Thor vor Kleinenberg hinab. „Wie dumm sind wir doch gewesen!“ riefen da die Leute von Kleinenberg. „Wir hätten ohne alle Mühe sämmtliche Stämme so den

Hang hinablaufen lassen können!“ „Das können wir noch!“ riefen Andere; zogen triumpfirend gen Kleinenberg hinab; fuhren mit unsäglicher Mühe alle „Heister“ wieder auf den Berg, und ließen sie dann zum allgemeinen Gaudium wieder hinabrollen.

4. Wie die Kleinenberger eine Kapelle fortschoben.

Dicht vor Kleinenberg steht eine kleine Kapelle, Von jeher ärgerten sich aber die getreuen Bürger über dieselbe, und meinten, auf dem Marktplatze stände das Kirchlein weit besser. Einmal kamen sie auf einen höchst klugen Einfall. Sie streuten eine Menge Erbsen um die Kapelle; stemmten sich in großer Anzahl gegen die eine Seite des Gebäudes, und begannen aus aller Kraft zu schieben. Und wie nun ihre Füße auf den Erbsen ausglitten. glaubten die Aermsten, die Kapelle rücke vorwärts. Es war aber ein Irrthum; denn bis heute steht das kleine Bethaus auf seiner alten Stelle.

5. Vom städtischen Ochsen in Kleinenberg.

Auf den hohen Stadtmauern Kleinenbergs wuchs viel Gras und wildes Gekräut, welches in einem

regneriſchen Sommer zu bedeutender Höhe emporſchoß. Großes Kopfzerbrechen verurſachte dieſes Gras denen von Kleinenberg, und ſie wußten nicht was ſie von ihm denken, noch weniger was ſie mit ihm beginnen ſollten. Lange beriethen ſie im Geheim über dieſe außergewöhnliche Angelegenheit, bis ſie endlich zu dem Beſchluſſe kamen: Dieſes Gras könne für Niemand als für den ſtädtiſchen Ochſen von Kleinenberg gewachſen ſein. Alſobald nahmen ſie den Ochſen, legten ihm eine Schlinge um den Hals, und begannen ihn mittelſt einer ſtarken Winde an der Mauer hinaufzuziehen. Wie ſich nun allmälig die Schlinge zuzog, kam es mit dem Unglückſeligen zum Erſticken, ſo daß ihm die Augen weit hervortraten, und er ächzend die Zunge ausſtreckte. „Ha!“ jauchzten da die Kleinenberger, „ſeht, welch ſüßes Gras auf unſern Mauern wächſt! ſchon von weitem leckt der ſchlaue Ochs mit der Zunge nach ihm.“

6. Vom ſtädtiſchen Galgen in Kleinenberg.

Einſt fingen ſie in Kleinenberg einen großen Verbrecher, welcher bereits zum Tode verurtheilt, aber durch eine Liſt ſeinen Häſchern entgangen war.

Wüthend warfen sich die Kleinenberger Stadtsoldaten über ihn her, ihn zum Galgen zu führen. Schon stand er auf dem Richtplatze; schon stieg er die verhängnißvolle Leiter hinan —, da rief plötzlich der Bürgermeister, wie von höherer Eingebung erleuchtet: „Kinder, übereilt euch nicht! Wisset ihr nicht, daß dieser unser städtische Galgen für uns und unsere Kinder errichtet ist? Soll ihn solch ein fremder, hergelaufener Hallunke verunzieren? — Gebet dem Kerl einen Sechser, daß er sich einen Strick kaufe, und sich erhänge wo er Lust hat! —" Welches auch also geschehen.

7. Vom Schulmeistereramen.

In Kleinenberg war der Schulmeister gestorben, und ein alter Invalide meldete sich, sein Nachfolger zu werden. Nun haben sie es aber von jeher in Kleinenberg so gehalten, keinen Schulmeister anzustellen, der nicht zuvor von Bürgermeister und Rath selbst examinirt wäre. So mußte sich denn auch der alte Invalide diesem Brauche fügen, und begab sich deshalb am bestimmten Tage auf's Rathhaus, wo die gelahrten Herren ihn erwarteten. Zuerst

wurde der Candidat, wie billig, aus der bibliſchen Geſchichte gefragt:

„Wer war unſer erſter Stammvater?“

Adam.

„Wer war der zweite?“

Noah.

„Wie viele Söhne hatte Noah?“

Drei.

„Wie hießen ſie?“

Sem, Ham, Jafet.

„Wer war denn der Vater von Sem, Ham und Jafet?“

— Lange Pauſe! — Der Candidat ſah beſtürzt vor ſich nieder; räuſperte ſich; rieb die Stirn; — Alles umſonſt. Er brachte es nimmer heraus, wer der Vater von Sem, Ham und Jafet geweſen. Nach einer Weile bedeutete ihn ein hochweiſer Rath, er ſolle ſich entfernen; nach einigen Tagen werde er noch einmal vorgefordert werden. Betrübt und niedergeſchlagen langte er zu Hauſe an. Auf die ungeſtümen Fragen ſeiner Frau nach dem Erfolg des Examens erwiderte er: „Ach, es ging erſt Alles auf's beſte. Ich wußte genau wer unſer erſter und wer unſer zweiter Stammvater geweſen;

wußte wieviel Söhne er gehabt, und daß sie Sem, Ham und Jafet geheißen. Aber da fragten sie mich auf einmal ganz überquer: „Wer war denn nun der Vater von Sem, Ham und Jafet!“ Sieh Frau, das wußte ich nicht zu sagen; wer macht sich auch auf so tolle Fragen gefaßt!“ Die Frau, welche ein Genie war, antwortete: „Wie bist du doch so dumm gewesen! Gib einmal Acht; ich will dirs erklären. „Wie heißt unser Nachbar?“ Jost. „Wieviel Söhne hat unser Nachbar Jost?“ Drei. „Wie heißen sie?“ Peter, Hans und Klaus. „Wer ist nun der Vater von Peter, Hans und Klaus?“ Ei, unser Nachbar Jost. „Richtig! Und so ist es ja mit Sem, Ham, Jafet auch; nicht wahr, Mann?“ Ih, ja doch! — Laß nur den Tag des Examens kommen; ich werde den Herren schon zu antworten wissen, wenn sie es auch an mir vielleicht nicht vermuthen. — Und der Tag kam; und der Kandidat beantwortete Alles aufs schönste; vom ersten und zweiten Stammvater; wie des letztern Name gewesen; wie er drei Söhne gezeugt; wie sie Sem, Ham und Jafet geheißen. „Und wer war,“ hieß es wieder, „der Vater von Sem, Ham und Jafet?“ Mit triumfirendem Lä-

cheln antwortete der Kandidat: — „Unſer Nachbar Joſt. —“ Ob der Gute Schulmeiſter wurde, oder nicht — das hat leider die Sage vergeſſen.

8. Wie die Rathsherren von Kleinenberg ihre Füße wieder fanden.

Die Rathsherren von Kleinenberg ſaßen, ſchweigend und in wichtige Gedanken vertieft, um den Tiſch. Auf einmal ſagte einer von ihnen, indem er unter den Tiſch ſah: „Seht einmal da; wie wird nur ein Jeder ſeine richtigen Füße wieder finden?“ „Ei,“ rief ein Anderer, „das iſt ja eine ganze Kleinigkeit! Laßt nur den Rathsdiener mit einem Knittel dazwiſchen ſchlagen, ſo wird ſchon ein jeder die ſeinigen herausfinden.“ Der Vorſchlag wurde allgemein beliebt. Der Rathsdiener aber ließ ſichs nicht zweimal ſagen, ſondern fuhr mit einem ſo derben Knittel, daß man ihn faſt einen Heiſter hätte nennen können, zwiſchen den Rathsherrenfüßen herum, und bearbeitete die in Frage ſtehendrn ſo kräftig, daß in wenigen Augenblicken jeder der weiſen Herren die ſeinigen gefunden hatte.

9. Ein Kleinenberger Streich.

Durch Kleinenberg reiſete einmal ein Fremder,

welcher in dem Wirthshause, wo er über Nacht blieb, äußerte: es würde ihm sehr lieb sein, etwas näheres von den berühmten Kleinenberger Streichen zu erfahren, oder gar einen derselben vollführen zu sehen. Gleich darauf ließ er sich seine Stiefel ausziehen, und verlangte Pantoffeln. Der Hausknecht nahm die Stiefel mit hinaus; schnitt die Schäfte davon ab, und brachte das andere dem Gaste als Pantoffeln zurück. Dieser ahnte in seiner Arglosigkeit nichts, und legte sich schlafen. Als er aber am andern Morgen aufgestanden war, und seine Stiefel wieder anziehen wollte, brachte der Hausknecht die abgeschnittenen Schäfte und legte sie schweigend zu den improvisirten Pantoffeln. „Was ist das?“ schrie der Fremde verwundert und zornig. Schmunzelnd erwiderte der Hausknecht: — „Ein Kleinenberger Streich.“

Zweite Abtheilung.

Metrische Bearbeitungen.

Das einsame Schloß.

Dort auf des Felsens schroffester Kante,
Stand einsam des Grafen Schloß.
Verlassen hat er's, als die Schlacht entbrannte,
Verlassen mit all seinem Troß.
Der Zauberer nur blieb darinnen allein,
Des Schatzes getreuer Behüter zu sein.

Weit ab ward der Graf geführt vom Geschicke,
War fern vom Ahnenhaus.
Da brütete arge, finstere Tücke
Man in der Heimat ihm aus.
Die Seinen, die kamen um Mitternacht,
Das einsame Schloß zu erstürmen mit Macht.

Nach dem Schatze von Golde da stand ihr Verlangen,
Nach dem Schatze von Edelgestein.
Und rastlos und stille sind sie gegangen
Den Felspfad mit Mühe und Pein.
Sie klommen empor an der jähen Wand,
Wo oben das Häuslein des Zauberers stand.

Und wild sie erbrachen des Schlosses Pforte,
Und drangen ins hohe Gebäu.
Sie achteten nicht des Zauberers Worte
Und nicht sein Wehegeschrei.
Sie zuckten das Schwert auf den wehrlosen Mann,
Sein Blut auf den marmornen Estrich rann.

Und über den Leichnam hinein zu der Halle,
Wo der Schatz, der reiche, zu schaun —
Doch furchtbar Entsetzen faßt plötzlich sie Alle,
Und eiskaltes Todesgraun:
Der Alte, den tödtlich getroffen ihr Stahl,
Er bäumt sich als Lindwurm vor ihnen im Saal.

Und gierig leckt er mit glühender Zungen —
Die Räuber stehn wie versteint.
Und alle hat sie der Lindwurm verschlungen;
's hat Keiner um sie geweint.
Und auf dem Schlosse des Grafen da wacht
Der Lindwurm, der Zauberer, Tag und Nacht.

Die Zeit verrann; die Schlacht war geschlagen, —
Der Graf und der blieb aus.
Er kehrte nicht heim in allen den Tagen;
Verwittert stand sein Haus.
Doch wie auch die Jahre vorüberziehn,
Der Lindwurm wartet noch heute auf ihn.

Und wenn der Vollmond beleuchtet die Spitze,
Wo die Trümmer des Schloſſes noch ſtehn,
Dann kommt er hervor aus der Felſenritze,
Dann läßt er am Strome ſich ſehn.
Und wie aus den rauſchenden Fluten er trinkt,
Sein ſchuppiger Leib im Mondſcheine blinkt.

Goldfiſchlein.

„Fiſchlein gleiten auf und nieder
In dem klaren Bach,
Gleiten hin und gleiten wieder,
Eins dem andern ſpielend nach.

„Doch das rechte iſt nicht d'runter,
Geht ins Netz nicht ein;
Nicht hinauf und nicht hinunter
Schwimmt das goldene Fiſchelein.

„Iſt in harten Zaubers Banden,
Eines Königs Kind.
Dort hat einſt das Schloß geſtanden,
Wo die morſchen Trümmer ſind.

„Wenn die rechte Zeit verronnen,
Fängt's ein Fiſchersmann.
Von dem Zauber, der's umſponnen,
Iſt erlöſet es alsdann.

„Und das Schloß erstehet wieder
Auf des Berges Höhn;
Schauet in das Thal hernieder,
Wie in alter Zeit so schön.

„Goldnes Fischlein, laß dich fangen,
Deine Zeit verrann!
Nach dir stehet mein Verlangen,
Bin der rechte Fischersmann.

„Ach, wol gleiten auf und nieder
In dem klaren Bach
Fischlein hin und Fischlein wieder,
Eins dem andern spielend nach.

„Doch das rechte ist nicht d'runter,
Geht in's Netz nicht ein.
Nicht hinauf und nicht hinunter
Schwimmt das goldne Fischelein."

Die gespenstige Nonne.

Siehst du den Geist der Nonne
Durch die Ruinen gehn?
Siehst du den weißen Schleier
Im Abendwinde wehn?

Ihr Liebſter zog einſt kecklich
In die weite Welt hinaus,
Und ließ ſie harren in Thränen,
Und kam nicht wieder nach Haus.

Da iſt ſie ins Kloſter gegangen,
Die arme betrogene Maid,
Zu weinen und zu beten
Im ſchwarzen Trauerkleid.

Wenn die Abendſonne
Vergoldet die Bergeshöh',
Und wenn ſie ſich ſpiegelt zum letzten
Im fernher rauſchenden See:

Dann regt ſich im ſteinernen Sarge
Das kalte, todte Herz;
Dann wird's ihr, als müßte er kommen,
Zu heilen ihren Schmerz.

Und wimmernd huſcht der Schatten
Der Nonne, und ſchauet hinaus — —
„Du Arme, lieg nur und ruhe,
Dein Liebſter bleibet aus!"

Des Grafen Töchterlein.

In jenem grünen Thale,
Wo die blühenden Bäume sind,
Da wohnt auf hohem Saale
Eines Grafen Kind.

Da hält der Vater gefangen
Sein einziges Töchterlein,
Daß Keiner trüge Verlangen
Nach solch einem Jungfräulein.

Doch wenn es nun am Abend
Die rechte Stunde ist;
Wenn, müde Herzen labend,
Der Mond die Erde begrüßt;

Dann kommt mit süßem Klingen
Der Spielmann aus dem Hag,
Und macht mit seinem Singen
Ringsum die Vöglein wach.

Die lassen all ihr Träumen,
All ihren Schlummer sein,
Und singen in den Bäumen
Nach Spielmanns Melodein.

Des Stromes schwarze Wogen
Singen und klingen auch;
Ihr Lied kommt leise gezogen,
Wie flüsternder Geisterhauch.

Dann tritt die edle Frau
Hoch auf des Söllers Rand,
Bleich wie die Lilien der Aue,
Von Golde ihr Gewand.

Ihrer Harfe Saiten
Erklingen von dem Balkon;
Und ihre Lieder gleiten
Dahin mit wehmüthigem Ton.

Die Andern alle schweigen
Vor so gewaltigem Klang,
Sie schweigen und sie neigen
Sich solchem Wundersang.

Dem Spielmann eine Thräne
Von heißer Wange rinnt.
„O, seufzt er, verstoßene Schöne,
O armes, gefangenes Kind!“

Der Rattenfänger von Hameln.

In Hameln, wo durchs Thor man geht,
Ein alter Spruch geschrieben steht.

Daneben sieht man in einen Stein
Eine große Ratte gehauen ein.

Und fragst du, was der Schilderei
Und was des Reims Bedeutung sei,

So thut dir des alten Thorwarts Mund
Die Mär vom Rattenfänger kund.

Einst plagte von Ratten ein zahlloses Heer
Die Bürger des guten Städtleins sehr.

So klein war kein Hüttchen, so stattlich kein Haus,
Wo sie nicht verbreiteten Schrecken und Graus.

Vergebens saßen die Herren zu Rath
Am Morgen, am Mittag und Abends noch spat;

Vergebens riefen die Pfaffen im Chor;
Das Ungeziefer blieb wie zuvor.

Und was man erdachte, und was man erfand,
's war Alles nur eitel, 's war Alles nur Tand.

Verronnen war fast ein ganzes Jahr,
Und immer noch wuchs die heillose Schaar.

Da kam gegangen ein alter Mann,
Der seine Rede also begann:

„Weithin geht die Sage, wie eure Stadt,
Ein seltsamlich Ungemach heimgesucht hat.

„Drum bin ich aus fernen Landen hier,
Euch zu befrein von dem schlimmen Gethier.

„Doch ist nun die letzte der Ratten entflohn,
Dann, merkt es euch, wähle ich mir den Lohn."

„Und ist, was du heischest, in unserer Macht,
Es sei dir freudig zum Opfer gebracht!"

So riefen die Rathsherren alle zugleich:
So riefen die Bürgersleut' arm und reich.

Da langte hervor eine Zither der Greis,
Und rührte die Saiten erst tief und leis;

Doch heller und heller wurde der Klang
Wie er ging die Reihen der Häuser entlang.

Und alle die Ratten lockte herbei
Des Spielmanns berückende Melodei.

Wie toll sie rannten hinter ihm her,
Und auch das kleinste Nest wurde leer.

Als nun durch die letzte der Gassen er kam,
Nach der Weser seinen Weg er nahm;

Hastig die Ratten stets hinterdarein,
Und stürzten sich wild in die Wogen hinein.

Wohl Alle hatten das Wunder geschaut,
Und Alle priesen den Spielmann laut.

Der grinste und lachte und sprach mit Hohn:
„Jetzt wähl' ich, ihr Rathsherren, mir meinen Lohn!"

„Kleinoden nicht will ich, nicht Schätze von Gold;
Das schönste Dirnlein nur sei mein Sold!"

Betroffen ihn sahen die Rathsherren an:
„O wähle anders, du alter Mann!

„Ein Mägdelein jung und ein greiser Bart —
Verzeih! Das ist hier zu Lande nicht Art."

„Und ist es nicht Art, so ruft er mit Hohn,
Wohlan, so wähl' ich mir anderen Lohn!"

Und wieder rührte die Saiten der Greis,
Und wieder tönten sie tief und leis.

Doch heller und heller wurde der Klang,
Wie er ging die Reihen der Häuser entlang.

Und Mägdlein und Buben lockt alle herbei
Des Spielmanns berückende Melodei.

Wie toll sie rannten hinter ihm her;
Denn ihres Bleibens war nicht mehr.

Als durch die letzte der Gaſſen er kam,
Nach den Bergen ſeinen Weg er nahm.

Die Eltern riefen viel Weh und Ach;
Die Kinder folgten dem Spielmanne nach.

Sie wurden nicht müde, ſie blieben nicht ſtehn,
Sie haben nicht einmal zurücke geſehn.

Vor einem der Berge da endet der Lauf.
Der Greis ſteht ſtill — der Berg thut ſich auf.

Und immer ſpielend geht er hinein,
Und hinter ihm her die Kindelein.

Das letzte der Armen bald verſchwand,
Und hinter ihm ſchloß ſich die klaffende Wand.

So iſt es geſchehen in alter Zeit;
Doch ſieht man die Stelle am Berge noch heut.

Und Bild und Schrift ward in dieſen Stein
Zum ewigen Gedächtniß gehauen ein.

Ein Sarg.

Wer pocht und ruft am Pförtlein
Noch mitten in der Nacht?
Längſt in dem ganzen Städtchen
Kein Mutterkind mehr wacht.

Steh auf von deinem Lager,
Viellieber Meiſter mein,
Und ſuch hervor ſechs Bretter;
Ein Sarg muß fertig ſein!

Und ſchwinge raſch den Hammer,
Und führe die Säge ſchnell;
Das Werk muß ſein vollendet
Noch ehe der Tag wird hell!

Seufzend der alte Meiſter
Von den Kiſſen ſich erhebt,
Ob's auch wie Todesſchauer
Durch ſeine Seele bebt.

Und ſteht beim Schimmer der Lampe,
Und ſteht und zimmert und mißt,
Und fördert treulich am Werke,
Wie ihm befohlen iſt.

So manchen Sarg er baute,
Auch einen für ſein Kind;
Darum weiß er zu fügen
Die Bretter geſchwind.

Von der brennenden Schläfe
Tropft ihm ſchon der Schweiß,
In den ängſtlich pochenden Adern
Rollt ihm das Blut ſo heiß.

Der Athem will ihm vergehen;
Den Buſen drückt brennende Pein —
Doch ehe der Tag wird helle,
Der Sarg muß fertig ſein.

Und ſchauriger und dumpfer
Das Klopfen des Meiſters erklingt,
Und ängſtlicher und matter
Sein Herze bebt und ringt.

Die Stunden ſind vorüber,
Es glüht das Morgenroth.
Der Sarg, der ſteht vollendet,
Der Meiſter — liegt ſtill und todt.

Das müde Haupt des Greiſen
Ruht in dem engen Haus,
Das er ſich ſelbſt gezimmert,
Von all ſeinem Kummer aus.

Hohes Alter.

Wenn tauſend Jahr verfließen,
Dann wird der Zwerg zum Rieſen.
Und wieder tauſend Jahr,
Dann wird im alten Berge
Das Ungeheu'r zum Zwerge,
Wie 's einſt geweſen war.

Doch wieder zu verrinnen
Schon tausend Jahr beginnen,
Bald wird's ein Riese wieder sein.
Wer ist vom Süd zum Norden
Wohl älter fürden worden
Als dieses Zwergelein?

Der weiße Hirsch.

„Feinslieb, laß du mich reiten
Und jagen durch Schlucht und Wald;
Den schnellen Hirsch, den weißen,
Den erjage ich bald."

Er ritt durch tiefe Thäler,
Ueber Berge und wildes Gestein.
Die Maid in großen Aengsten
Schlich sich hinterdarein.

Der Tag, der währte lange,
Und lange währte die Jagd,
Bis Mond und Sternlein kamen
In der stillen Nacht.

„Läßt lange nach dir suchen,
Du wilder, weißer Hirsch!
Bergauf und auch bergunter —
's ist eine scharfe Birsch!

„Doch halt! durch jene Fichten
Schimmert es leuchtend und hell; —
Biſt du's, mein weißes Hirſchlein,
Viel ſeltſamer Geſell?“

Er eilt auf ſchnellem Roſſe,
Der kecke Jägersmann.
Wo die Fichten ragen, die hohen,
Hält er den Jagdhengſt an.

Noch einmal ſcharfen Blickes
Schaut er nach dem Orte hin —
„Es iſt, es iſt mein Hirſchlein,
So wahr ich ein Jäger bin!“

Die Büchſe an der Wange,
„Jetzt, Schütze, ziele gut! —“
Der Schuß fällt dumpf und bange —
Das Wild ſtürzt in ſein Blut.

Die edle Beute zu ſchauen,
Eilt er ins Fichtenholz — — —
Was ſtehſt du denn ſo traurig,
Und zogeſt doch aus ſo ſtolz?

„Hab ich mein Lieb erſchoſſen,
Mein Lieb im weißen Kleid,
Was ſoll ich dann länger noch oben
In trüber Einſamkeit?!“

Fiel in sein scharfes Messer
Der Jägersmann hinein;
Mit seinem Lieb begehrte
Im Tod vermählt zu sein.

Legende am Christabend.

Kennt ihr die wunderbare,
Die alte heilge Mär,
Wie Christkind alle Jahre
Kommt zu den Menschen her?

Es ging in alten Zeiten
Das heilge Christkindlein
Bei Juden und bei Heiden
Bescheerend aus und ein.

Streute auf allen Wegen
Des Himmels Blüten aus,
Trug seiner Gaben Segen
Hinein in jedes Haus.

Wo Noth und finstre Sorgen
Quälten der Menschen Herz;
Wo, aller Welt verborgen,
Nagte geheimer Schmerz:

A. Archebee pinx.t C. Hartmann sculp.t

Da war mit Troſt und Frieden
Das Kindlein bei der Hand;
Den Traurigen, den Müden,
Es treu zur Seite ſtand.

Und wenn der Tag ward helle
Bis in die ſpäte Nacht
Hat's, gleich der flücht'gen Welle,
An Ruhe nie gedacht.

Doch all der Menſchen Sinnen
War leer und eitel gar,
Von Kindeleins Beginnen
Sie wenig nahmen war.

Und meinten gar, es wollte
Nur Herr und König ſein,
Darob ihr Herze grollte
Dem armen Kindelein.

Am Kreuze mußt es büßen,
Daß es ſo mild und gut;
Aus Händen, Herz und Füßen
Floß all ſein rothes Blut.

Der Vater ſah hernieder
Auf ſeines Kindes Noth
Und rief's zur Heimat wieder
Im nächſten Morgenroth.

Da hat er's hoch erhoben
Und neben ſich geſetzt;
Doch ſchauet es von oben
Auch auf die Welt noch jetzt.

Und iſt die Zeit verronnen
Und kommt die heilge Nacht,
Verläßt's des Himmels Wonnen,
Verläßt's des Vaters Pracht.

Auf Erden will es wallen,
Wie in der alten Zeit,
Will in den Häuſern allen
Verſcheuchen Schmerz und Leid.

Doch iſt ihm bange worden
Vor Leuten groß und reich,
Drum fragt es aller Orten
Nur nach den Kindern gleich.

Die Mägdlein und die Knaben,
Wenn ſie noch fromm und rein,
Bedenkt mit ſeinen Gaben
Das heilge Kindelein.

Doch hält's nur wen'ge Stunden
Mehr bei den Menſchen aus,
Und bald iſt es verſchwunden,
Zieht heim ins Vaterhaus.

Bis nächstes Jahr klingt wieder
Der Glocken hell Getön;
Die Glocken rufen's nieder
Von seinen goldnen Höhn.

Das ist die wunderbare,
Die heil'ge Weihnachtsmär,
Wie Christkind alle Jahre
Kommt zu den Menschen her.

Liebes-Orakel.

1.

„Und willst du wissen, ob hold dir sei
Dein herzallerliebstes Mädchen,
So nimm aus Mutters Lade zwei
Noch ungebrauchte Fädchen.

„Und zieh und lose Sonntags früh,
Recht in den ersten Stunden,
Und trifft den langen Faden du,
Ist treu dein Lieb erfunden."

So lehrte mich die weise Frau,
Die mit der spitzen Nase.
Sie ist gar kundig und gar schlau,
Ist meiner Mutter Base.

Und als es wieder Sonntag war,
Sprang früh ich aus dem Bette;
Ob ich, das sollt mir werden klar,
Ein treues Liebchen hätte.

Doch als ich nun die Fäden zog,
Sind beide sie zerrissen, — —
Wer sagt mir, ob die Liebste log?
Der Faden will's nicht wissen.

2.

„So geh zum grünen Wald hinaus,
Und wirf nach der Edeltanne.
Trifft du sie mit dem Kirmeßstrauß,
So ist dir hold Susanne."

Und vor das Thor kam ich gar bald
Und zu des Haines Gründen,
Wollt in dem tiefen, grünen Wald
Die Edeltanne finden.

Und als ich endlich kam an den Ort,
Und zu den dunkelsten Räumen,
Da lag die Tanne am Boden dort
Zwischen den andern Bäumen.

Der Sturmwind heulte in der Nacht —
Ich hört es halb im Traume —
Sein Wüthen hat ein End gemacht
Dem hohen, edlen Baume.

Wer gibt von Suschens Liebe mir
Die richtigen Bescheide?
Der Faden dort, die Tanne hier,
Sie schwiegen alle beide.

3.

Und wieder sprach die weise Frau,
Der Mutter alte Tante:
„Es ruht ein See so tief und blau
An jenes Berges Rande.

„Am Tage aller Seelen geh
Die moosbewachsenen Wege,
Bis daß du kommst zum blauen See,
Verborgen im Gehäge.

„Ruf dreimal Liebchens Namen dort
Hinab in seine Wogen;
Und hallt die Tiefe nach das Wort,
Bist nimmer du betrogen."

's war wol ein kalter, trüber Gang,
Doch that mich's nicht verdrießen.
Ich eilte dem Gebirg entlang,
Wo still die Waſſer fließen.

Doch als ich kam zum blauen See,
Hat ſich mein Muth verloren;
Ich klagt' und ſeufzte Ach und Weh —
Das Waſſer war gefroren.

Was fang ich an, wie wird mir's klar,
Ob treu mir blieb Suſanne?
Der Faden riß — gefroren war
Der See — geſtürzt die Tanne!

4.

Nicht länger will ich meine Zeit
So ganz umſonſt verſäumen,
Und fragend rennen weit und breit
Nach allen Waſſern und Bäumen.

Will zur Herzliebſten ſelber gehn,
Gleich in den nächſten Tagen,
Und wie es kam, und wie's geſchehn,
Ihr unverhohlen ſagen.

Und in dem ſchönen Angeſicht
Da will ich bald es leſen,
Ob ſie mir gut iſt, oder nicht
Ihr Leben lang geweſen.

Das Lied vom dunkeln Waſſer.

Mit rothen Wangen
Mein Kindelein,
Am dunkeln Waſſer
Geh nicht vorbei.

Das Waſſer iſt dunkel,
Das Waſſer iſt tief;
Durch ſeine Fluten
Die Geiſter ziehn.

Und wenn ſie dich ſehen,
Mein armes Kind,
Sie regen, ſie heben
Sich gar geſchwind.

Mit Zaubergeſängen
Mein armes Kind,
Mit tollen Märchen
Bethören ſie dich.

Hörſt du ihrer Lieder
Verlockenden Klang,
Er zieht dich zur Tiefe,
Zur Tiefe hinab.

Drum hüt dich, mein armes,
Rothwangiges Kind;
Die Waſſer im Thale
Sind ſchwarz und tief!

Eleonore.

1.

Schön, wie Sommerabendröthe,
Wie der Roſe Purpurknospe,
Wie des Lorbeers hohe Ranken
Schön war einſt Eleonore.

War die frömmſte auch der Jungfraun,
Die im dunkeln Thale wohnten.
Alle Tage fleht' und rief ſie
Andachtsvoll zur Mutter Gottes.

Tief in waldesgrünen Schatten,
In der Eiche Stamm verborgen,
Stand das Bild der heilgen Fraue,
Von dem Stralenkranz umfloſſen.

Dahin wallte jeden Morgen
Andachtsvoll Eleonore,
Das Marienbild zu kränzen
Mit Agleien und Violen.

Beiend hob ſie dort die Hände
Zu der Hehren, Gnadenvollen:
„Sieh, du Heilige, hernieder
Doch von deinem Goldenenthrone!

„Sieh hernieder auf mich Arme,
Daß ich unter deiner Obhut
Reine, heil'ge Wege wandle,
Ohne Wanken, bis zum Tode!“

2.

Einmal hat Eleonore
Selbſt die Heilige geſehen,
Mit dem Kindlein in den Armen,
Und von Engeln rings umgeben.

Herrlich war ſie anzuſchauen,
Um das Haupt die ſieben Sterne;
Himmelsbläue war ihr Mantel,
Sonnenglanz ihr hoher Zepter.

„Manche bunte Blütenkrone
Flochteſt du um meine Schläfe,
Manches Lied haſt du geſungen,
Frommes Kind, zu meiner Ehre,

„Komm jetzt mit in meinen Garten,
Wo die Blumen ſchöner ſtehen,
Wo die Lieder ſüßen tönen
Als auf deiner armen Erde.“

Alſo ſprach die hehre Frau,
Und es trugen ihre Engel
Sänftiglich Eleonoren
Zu des Himmels Blumenbeeten.

Wunderſame Kränze wanden
An den ewigkühlen Quellen
Dort der Engel frohe Schaaren,
Trugen ſie der Maid entgegen.

Schmückten ſie mit heilgen Blumen,
Sangen ewige Geſänge
Zu Eleonorens Ruhme,
Der ſo hohe Gnad' geſchehen.

3.

Endlich ſprach die Benedeite,
Segnend noch die Erdenjungfrau:
„Lange warten ſie ſchon deiner
In des Thales dunklem Grunde.

„Mußt zur Erde wiederkehren,
Zu der Heimat ſtillen Fluren;
Wo mir deine Lieder tönten,
Wo mich ſchmückten deine Blumen."

Und auf purpurfarbnen Flügeln
Engel ſie herniedertrugen.
Durch die Wolken, durch die Lüfte
Kamen ſie in ſchnellem Fluge.

Kamen bis zum dunkeln Thale,
Wo mit Liedern und mit Blumen
Brünſtiglich Eleonore
Einſt verehrt die Gottesmutter.

Doch wie hatte ſich verändert
So die Flur in wenig Stunden!
Von dem Walde ſah man nichts mehr,
Und das Bild war ganz verſchwunden.

Andre Häuſer, andre Gärten
Ziehen nieder ſich am Fluſſe:
Andre Heerden klimmen mühſam
Auf des Bergpfads ſteilen Spuren.

In die nächſte Fiſcherhütte
Trat die Maid mit ſcheuem Fuße,
Fragte unter fremden Leuten
Nach dem Vater, nach der Mutter.

Aber Keiner wollt sie kennen,
Wichen Alle scheu und furchtsam
Vor der plötzlichen Erscheinung;
Meinten gar, es sei ein Wunder.

So von Hütte wol zu Hütte,
Staunend pilgerte die Jungfrau;
Aber nirgend hat Verwandte,
Nirgend Freunde sie gefunden.

Endlich kam ein greiser Priester,
Der viel alte Sagen wußte.
Weiser Bücher hat er viele,
Voll von ferner Zeiten Kunde.

Der hat in den Pergamenten
Klar und deutlich es gefunden,
Daß vor siebenhundert Jahren
Diese Jungfrau war verschwunden.

Alle Leute schaudernd flohen
Bei der wunderbaren Kunde,
Die sie von Eleonoren
Hörten aus des Alten Munde.

Drei Schläfer*).

Vom alten Barbarossa, da sang schon mancher Mann,
Wie er träumt' und schlummert in tiefen Zaubers Bann,

*) Vergl. 1. Abth. S. 20.

Und wie er wiederkommen auch ſoll zu ſeiner Zeit;
Dem deutſchen Volk zu bringen Freiheit und Einigkeit.

In des Kyffhäuſers Grunde hab ich ihn ſelbſt geſehn,
Und um ihn her die Schaaren der alten Zwerge ſtehn.
Vor ihm lag das alte blutbeſchriebne Buch,
Darin ſteht viel des Segens, auch mancher ſchwere Fluch.

Drin ſteht des Volkes Schickſal, ſeine Luſt und auch ſein Schmerz,
Und wie ſie es bedrücken mit Golde und mit Erz,
Flüſternd in halbem Traume, der alte Kaiſer lieſt,
Und ſeufzet, daß noch ferne uns die Erlöſung iſt.

Ein Blatt iſt in dem Buche, wenn das der Kaiſer ſieht,
Sein gramgebleichtes Antlitz im Schlummer ſelbſt erglüht.
Das iſt die ſchönſte Stelle in ſeinem alten Buch,
Und nie lieſt er ſich müde an dem gewaltigen Spruch.

Von ſeinen zwei Genoſſen das Pergament beſagt,
Die auch mit Sehnſucht harren, daß bald der Morgen tagt;
Daß bald die Zeit verrinne zum frohen Auferſtehn,
Daß bald im Vaterlande der Freiheit Fahnen wehn.

Daß ſind gar alte Schläfer: Herrmann und Wittekind,
Doch ſind dem Vaterlande ſie ſtets noch treu geſinnt.
Tief in Weſtfalens Marken die Herrmannsburg ſich hebt,
An ihrem Fuße ſorglos der Bauer den Acker gräbt.

Doch unten in der Tiefe da ruht der Alte aus
Seit achtzehnhundert Jahren von seinem Römerstrauß.
Am Ende wird ihm bange bei seiner langen Rast;
Grimm, daß die Funken stieben, sein rostiges Schwert er faßt.

Wo sich Westfalens Pforte auf vor dem Wandrer thut, *)
Dort Wittekind, der starke, in Berges Schooße ruht.
Auch ihn will es bedünken, der Tag sei vor dem Thor;
Er hebt in wilden Träumen die Streitart drohend empor.

Wenn einst der Ostermorgen anbricht nach langer Nacht,
Dann kommt der alte Rothbart hervor aus tiefem Schacht,
Mit ihm die Seinen alle, sie eilen froh herzu,
Und wecken die Gesellen, die zwei aus ihrer Ruh.

Die drei Erstandnen ziehen mit ihrem gewaltigen Heer
Durch all die weiten Gaue des deutschen Lands umher,
Und wo sie Einen finden, erglühend in heiligem Muth,
Da nehmen ihn die Starken in ihre treue Hut.

Und übrig bleibet Keiner sie eilen alle herbei
Wol zu dem goldnen Banner, das schwingen diese drei.
Und „Freiheit! Einheit!“ jauchzen Alle im deutschen Land,
Erheben sich und reichen als Brüder treu die Hand.

Wenn dann kein einz'ger Sklave auf deutscher Flur mehr weint,
Wenn freie, frohe Leute die Sonne nur bescheint, —
Dann leget Euch, ihr Dreie, zur langersehnten Ruh,
Es decket freie Erde dann Eure Gräber zu.

---

*) Porta Westfalica bei Minden.

Herſtelle.

Von dem Kaiſer Karl, dem Großen, kündet eine alte Sage,
Wie, mit viel getreuen Rittern, er im Schooß der Berge ruht.
An der Weſer ſind's die Felſen, wo der Alte viele Tage,
Manch verronnenes Jahrhundert, ſchlummert in getreuer Hut.

Einſt hat auf den ſchroffen Spitzen eine goldne Burg geſtanden;
Einſt hat Karl in ihr gehauſet; einſt, in wunderalter Zeit.
All die Pracht iſt nun verſunken, liegt in tiefen Zauberbanden.
In der Bergestiefe Gründen ruht die alte Herrlichkeit.

Aber, wenn die heilgen Mächte, da der Herr erſtand vom Tode,
Wenn ſie ſegnend niederthauen auf die arme Menſchenwelt:
Dann wird's drunten auch lebendig; ew'gen Lichtes mächtige Lohde
Flackert auf in jenen Klüften: — es erwacht der fromme Held.

Mit ihm alle ſeine Ritter, mit ihm ſeine goldne Feſte.
Auf des Berges jäher Zinne blinkt ſie hell im Mondenlicht.
Wie in längſt vergangnen Zeiten, ſieht man eilen frohe Gäſte
Durch die Säle, durch die Hallen; ſelbſt der Kaiſer fehlet nicht.

Auf der Klippenſchwelle ſteht er, in dem purpurnen Talare;
Durch die greiſen Locken ſchlingt ſich ihm der Krone heller Glanz.
Mit dem Schwerte in der Rechten ſteht der Kaiſer da, als wahre
Er der Held von tauſend Liedern, hier des armen deutſchen Land's.

Und zwei Ritter ſieht man ſteigen aus dem bunten Thalgelände
Zu dem Schloſſe, zu dem Kaiſer, der da oben ihrer harrt.
Ernſthaft ſteigen ſie und ſchweigend über ſcharfe Felſenränder,
Raſten nicht und ſchaun nicht um ſich auf dem Pfade ſteil und hart.

Bis sie endlich auf des Berges Zinnen vor dem Kaiser stehen.
Da beginnen sie, sich neigend, ihrer Rede ernstes Wort:
„Herr, wir ha'n im deutschen Lande noch die Freiheit nicht gesehen!
Von der Fürsten Trug zerrissen, blutet es noch immerfort.

„Feiges Mißtrau'n hält die Herzen deines Volks einander ferne.
Jene Thatkraft ist verschwunden, jener heilge Kampfesmuth,
Die's in alter Zeit beseelten für die Freiheit. — Trübe Sterne
Scheinen ob dem armen Lande mit unheimlich bleicher Glut."

Schwere Seufzer sich entringen Kaiser Karols großem Herzen;
Seine Stirne furcht sich tiefer; sinken läßt die Hand den Stahl. —
Wieder regt sich's in den Tiefen, — und der Morgenröthe Kerzen
Streuen purpurrothe Funken über all das weite Thal.

Länger darf er nicht verweilen, länger nicht in Pracht hier oben;
Und des Berges dunkle Gründe thun sich donnernd wieder auf.
Schloß und Kaiser, Saal und Ritter — längst ist Alles schon verstoben.
Schweigend ruhn die Felsen wieder, eh' vollbracht der Sterne Lauf.

In der letzten Nacht der Ostern ist der Kaiser nicht erschienen,
Auch die Ritter blieben ferne, die ihm Botschaft sonst gebracht.
Steht's so schlimm mit deutschen Landen, daß die traurigen Ruinen
Deines Reiches du nicht länger schaun magst in geweihter Nacht?—

Die Teufelsmühle.

In der Abendröthe Schein
Leuchtet auf des Harzes Gipfeln,
Leis umrauscht von Tannenwipfeln,
Das verwitterte Gestein.
Dunkle halbverscholline Sagen,
Trümmerhaft und morsch und grau,
Märchen aus vergangnen Tagen
Tönen um den alten Bau.

Jetzt kein Greis der Zeit mehr denkt,
Daß am Hügel still und kühle
Stand des armen Walters Mühle,
Dort, wo schroff der Fels sich senkt.
Arm war er; denn im Geklüfte,
Wo die alte Mühle lag,
Regten selten sich die Lüfte;
Feiern mußt er manchen Tag.

Doch da oben braust der Wind
Durch die hohen, luft'gen Räume,
Daß die alten Tannenbäume
Gegen ihn wie Stoppeln sind.
Auf der Klippensteiler Schwelle
Sinnend oft der Alte ruht:
„Hier, auf dieser lichten Stelle,
Stände meine Mühle gut!"

Und es trieb ihn früh und spät
Nach den wolkennahen Höhen;

Träumend saß er auf dem jähen,
Grünbemoosten Bergesgrat.
Heimlich flüsterten die Tannen
Ihm ins Ohr manch dunkles Wort,
Daß die Stunden ihm verrannen
Wunderschnell am stillen Ort.

Einmal saß er wieder da;
Kühl und mild und herzerlabend
Athmete der Sommerabend,
Sternlein fromm herniedersah.
Traurig saß der arme Walter,
Dachte an der Seinen Noth.
„Schaffe, rief es in ihm, „Alter,
Schaffe deinen Kindern Brod!“

Wild sah er ins Thal hinab
Zu der armen alten Mühle,
Zu dem Hügel still und kühle —
's dünkte ihm ein Blick ins Grab.
„Eigen wollt ich sein dem Manne,
Der 'ne Mühle baute mir,
Wo sich regt die höchste Tanne
Auf der höchsten Klippe hier!“

Plötzlich Einer vor ihm stand.
An der rothen Hahnenfeder,
An dem Koller grün von Leder
Hat ihn Walter wol erkannt.
Und er grinst und blies die Backen

Und er ſchwenkte ſeinen Hut:
„Hier, auf dieſem wilden Zacken,
Müller, wohnteſt du wol gut?“

Todesangſt den Armen faßt,
Und ſein Herze ringt und bebet,
Seine Bruſt ſich keuchend hebet,
Wie gedrückt von ſchwerer Laſt.
Aber bald er ſich ermannte,
Floh gejagt von Schreck und Graus.
Kam, als längſt die Ampel brannte,
In das ſtille Mühlenhaus.

Böſe Träume quälten ihn
In den nächtigdunkeln Stunden;
Hat auch Ruhe nicht gefunden,
Als der neue Tag erſchien.
Wirre, drückende Gedanken
Lagerten ſich um ihn her,
Schlangen ſich, wie giftge Ranken,
Um die Seele kalt und ſchwer. —

Dumpfig iſt die Luft und ſtill.
Tage kommen, Tage gehen,
Und man hört kein Lüftchen wehen,
Und kein Wind ſich regen will.
Alter Müller, alter Meiſter,
Schaffe Rath und ſchaffe Brod!—
's ſind der Hölle finſtre Geiſter,
Die dir bringen ſolche Noth!

Walter ſtreckte Nacht und Tag
Auf zum Himmel ſeine Hände;
Doch die Trübſal nahm kein Ende,
Die auf ſeinem Haupte lag.
Fern blieb Sturm und Wind dem Hügel,
Oede war des Alten Haus.
Stille ſtanden ſtets die Flügel
Seines kleinen Mühlenbaus.

Da eilt er zum Felſen bald.
Und der Böſe iſt erſchienen,
Wilden Spott in ſeinen Mienen,
Und ein Jäger von Geſtalt.
Und zu feilſchen ſie begannen —
Und es ſtand auf ſieben Jahr.
Unter hohen, grünen Tannen
Schrieben ſie's mit Blute klar.

In der nächſten langen Nacht
Konnte man den Teufel ſchauen
An der hohen Mühle bauen;
Hat ſie flink zu Stande bracht:
Hat den Müller dann gerufen —
Führte den bethörten Mann
Ueber breite Felſenſtufen
Zu der Mühle ſchnell hinan.

Fernher leis und dumpf erſcholl
Aus der Glocken ernſtem Munde
Die geweihte zwölfte Stunde,

Und der bleiche Mond ward voll.
Da erklang der Ruf des Böſen
Grauvoll durch die Mitternacht:
„Mein Verſprechen that ich löſen;
Schau mein Werk — es iſt vollbracht.

„Sieh dort jenen mächtgen Thurm!
Ihn erbaueten die Meinen
Aus gewaltgen Quaderſteinen,
Ihn zerbricht kein Wetterſturm.
Schau die ungeheuren Wände!
Trotzig ragen ſie und hoch
Auf granitnem Fundamente;
Nur der Mühlſtein fehlet noch.

„An dem Felſenhange dort
Siehſt du ſchon bereit ihn liegen,
Und ſogleich will ich ihn fügen
Ein in ſeinen rechten Ort.
Wenn dann ſieben Jahr verrinnen,
Alter Müller, biſt du mein,
Und ich hole dich von hinnen
Vor des Hahnes erſtem Schrein!“

Heiſer lacht er, wüſt und wild,
Daß erzittern Fels und Klüfte,
Daß es weithin durch die Lüfte,
Wie ein Ungewitter, brüllt.
Voll Entſetzen ſtand der Alte
Bei des Teufels toller Luſt,

Der die ſchwarze Fauſt ſchon krallte
Nach der armen Menſchenbruſt.

Plötzlich hebet er die Hand
Hoch empor in freudgem Beben;
Himmel hat ihm Muth gegeben,
Da ſchon jede Hoffnung ſchwand.
Und er eilt zur Bergeskante,
Wo des Teufels Mühlſtein ruht;
Und der Herr ihm Stärke ſandte,
Nahm ihn unter ſeine Hut.

Und die kühne That gelang.
Müller hat den Stein gehoben,
Hat mit mächtgem Stoß von oben
Ihn herabgeſtürzt den Hang.
Und der Teufel hat's geſehen, —
Sprang in grauſer Wuth und Pein
Von den ſchroffen Felſenhöhen,
Wollt erhaſchen ſeinen Stein.

Aber er ereilt ihn nicht,
Wie er flucht und wie er ſchreitet;
Denn der Mühlſtein pfeilſchnell gleitet,
Bleibt ihm kaum noch im Geſicht.
Und ſo geht's in tollem Haſten;
Teufel ſchier erſticken will,
Darf nicht ruhen und nicht raſten, —
Mühlenſtein liegt nimmer ſtill.

Doch zu Ende geht der Lauf.
Wo im Thal ſich Erlen ſchmiegen,
Bleibt der Stein am Bache liegen:
Wild rafft ihn der Teufel auf
Und erhebt auf ſchwarzen Flügel
Sich mit ſeiner Laſt geſchwind,
Trägt ſie zu dem Klippenhügel
Brauſendſchnell, wie Sturm und Wind.

Ob der Spitze ſchwebt er ſchon,
Wo er ſeine Mühle baute.
Lachend er herniederſchaute,
Rief mit grimmig bitterm Hohn:
„Meinteſt, thörichter Geſelle,
Mir verloren wär der Stein?
Teufel iſt gewaltig ſchnelle,
Teufel fügt den Mühlſtein ein!“

Doch da klang es hell herauf
Aus dem ſtillen Blütengrunde —
's war des Morgens erſte Stunde;
Brüllend fuhr der Böſe auf.
Denn des Morgens goldne Gluten
Sind dem Geiſterheer ein Graus;
Wenn die Sterne ſtill vergluten,
Iſt mit Teufels Macht es aus.

Grimm den Stein der Böſe faßt,
Und mit aller Kraft der Glieder
Schleudert heulend er hernieder

Auf den eignen Bau die Laſt.
Donnernd borſten da die Hallen,
Und die Dächer ſtürzten ein;
Weithin hört man's widerhallen
Von dem ſinkenden Geſtein. —

Als der Müller kam nach Haus,
Zu dem einſam ſtillen Hügel,
Trieb ein friſcher Wind die Flügel
Seiner Mühle um und aus.
In der Sonne erſtem Lichte
Ein Gebet der Alte ſprach:
„Ach, Allmächt'ger, gnädig richte,
Was dein ſchwacher Knecht verbrach!"

Immer noch im Abendſchein
Siehſt du auf des Harzes Gipfeln,
Leis umrauſcht von Tannenwipfeln,
Das verwitterte Geſtein.
Und viel halbverklungne Sagen,
Trümmerhaft und morſch und grau,
Tönen, aus vergangnen Tagen,
Heut noch um den Teufelsbau.

Walachiſche Sage.

Es tönet bang,
Wie Eulenſang,
Ein Weheruf durch die Lande:
„In Fiebers Noth
Liegt krank zum Tod
Des Königs einziges Töchterlein;
Ihm mag nicht Rettung, nicht Hülfe mehr ſein,
Iſt dem Grabe verfallen zum Pfande! —“

Im hohen Gemach
Liegt ſie einſam und wach,
Und dehnt die gemarterten Glieder.
Die Ampel glüht
Düſter und müd;
Es flüſtern die Diener und ſchleichen ſacht;
Die Grille ſingt in der Mitternacht
Ihre öden, trübſeligen Lieder.

Der Aerzte Schaar
Floh längſt von dar,
Vor der Krankheit finſtre Gewalten;
Ließen allein
Das Jungfräulein.
Sie konnten nicht lindern des Fiebers Glut,
Nicht kühlen das wilde rollende Blut,
Das ringende Herze nicht halten.

„Der Tage noch drei
Dann iſt's vorbei;

Ihre Zeit und Uhr ist zu Ende!“
Die Rede schon ging
Durch der Höflinge Ring.
Da trat in den Saal ein ehrwürdiger Greis,
Und ging und grüßte schweigend im Kreis,
Hob, wie zum Gebete, die Hände.

„Im düstern Tann,“
Der Alte begann,
„Wo die Klippen sich dräuend erheben,
Da quillt ein Born
Aus Fels und Dorn
Hernieder ins Blumendurchduftete Thal.
Des Brünnleins hellem, kühligem Stral
Dankt mancher Gesundheit und Leben.

Der Quell ist fern; —
Als Führer, gern
Will ich in der Wildniß Euch leiten.
Und ob ich den Pfad
Auch lang nicht betrat,
Verfehlen kann ich ihn nimmermehr.
Drum gebet dem treuen Rathe Gehör,
Und lasset die Fahrt uns bereiten. —“

Im Felsthal grün
Die Stralen glühn,
Die letzten der scheidenden Sonnen.
Düster und grau
Winkt nieder zur Au',

Von Tannenwäldern dunkel umlaubt,
Der Felsen altes, verwittertes Haupt,
Bergend den heiligen Bronnen.

Viel Ritter ziehn
Zum Walde hin,
Viel edle, sorgsame Frauen.
Sie führen treu
Die Prinzessin herbei.
Dieß Eine noch wollen sie wagen zuletzt; —
An der Felsenquelle da hänget jetzt
Ihr letztes, schwaches Vertrauen.

Und vor dem Heer
Zieht der Alte her,
Zu zeigen die richtigen Wege.
Er kennt den Gang
Am Bach entlang,
Durch wildes Gestrüppe, durch Fels und Dorn
Zum alten heileskräftigen Born,
Zum tiefsten Tannengehege.

Wol sprudelt hell
Der belebende Quell
Aus moosigkühlem Gesteine;
Doch bebt zurück
Mit scheuem Blick
Die Schaar der Ritter und zaghaften Fraun.
Ein wildes Ungethüm ließ sich schaun,
Den Brunnen bewachend im Haine.

Ein scheußlich Bild! —
Von Mordlust schwillt
Das Auge dem grimmigen Drachen.
Wie ein ehrner Reif
Bäumt sich der Schweif,
Den Boden peitschend in furchtbarer Wuth.
Es strömen Flammen und rauchendes Blut
Aus des Thieres brüllendem Rachen.

Nichts ist das Schwert
Der Ritter werth,
Wie muthig die Tapfern es schwingen.
Das Eisen bricht
Am Panzer dicht,
Am mächtigen Panzer, der eisenhart
Das schwarze Herz des Drachen umstarrt:
Gleich Stoppeln zerstieben die Klingen. —

Ein Jäger frei
In der Wüstenei
Der alten Felsen thät jagen.
Mit Roß und Hund
Pflag zu der Stund
Da oben des edlen Waidwerkes er.
Der hört den Lärm vom Thale her
Und hört der Jungfrauen Klagen.

Und flugs am Rand
Der Klippen er stand,

Sah in die Tiefen hernieder;
Sah am Geſtein
Das Jungfräulein
Sich hilflos winden im blutigen Gras.
Ihre tapfern Ritter der Lindwurm fraß,
Zermalmend die zuckenden Glieder.

Schon blökt das Thier
Die Zähne nach ihr,
Will näher und näher ſich wälzen.
Da ſtößt er ins Horn,
Da drückt er den Sporn
Dem bäumenden Roſſe wohl in den Bug,
Daß es ſich hebet zu mächtigem Flug,
Hernieder vom ragenden Felſen.

Vor dem Sprunge ſo jach
Steht ſtill der Bach,
Es faßt ein Entſetzen die Wogen.
Doch der muthige Held
Hat treu ſich geſtellt
In des ewigen Vaters heilige Macht;
Der hat ihn mit ſorgender Milde bewacht,
Hat nicht ſeine Hoffnung betrogen.

Er fühlt es ſtark,
Wie Rieſenmark,
In ſeinen Armen ſich regen;
Fühlt heilige Glut
Durchlodern ſein Blut.

Gewaltig, als wären es Schläge von Erz,
Pocht an die wogende Bruſt ſein Herz,
Dem Drachenkampfe entgegen.

Und ob der Wurm
Zu furchtbarem Sturm
Erhebet die blutigen Klauen,
Der Ritter nicht weicht
Und nimmer erbleicht;
Er ſteht ja in des Allmächtigen Hut,
Da kämpft es ſich ſicher, da kämpft es ſich gut,
Da kennt man kein Beben, kein Grauen.

Mit ſcharfem Speer
Dem Drachen er
Das Herze hat durchſtoßen. —
„Jetzt kommet frei
Zum Born herbei,
Und labet den kranken, lechzenden Mund,
Und trinket das matte Herz Euch geſund!
Seht, — freundlich kommt 's Bächlein gefloſſen."

Drauf führt er ſchnell
Zum nahen Quell,
Die kaum dem Tode entgangen.
Und muthige Luſt
Zieht in ihre Bruſt,
Daß ſie zu freudigem Jubel ſich hebt.
Im Herzen von neuem es glühet und lebt;
Es röthen ſich wieder die Wangen.

Den Tannenwald
Verließ alsbald
Der Ritter mit frommen Behagen,
Nach solcher Jagd
In stiller Nacht
Zu ruhen im friedlichen Kämmerlein.
Das Haupt des Lindwurms nahm er allein,
Thät auf dem Sattel es tragen.

Wo seinen Mund
Aufthut ein Schlund,
Der tiefste in Serviens Bergen,
Dahin noch spat
Auf ödem Pfad,
Hat er einen peinvollen Ritt gemacht,
Das Haupt des Drachen um Mitternacht
Im klaffenden Abgrund zu bergen.

Gar lange Frist
Verronnen ist,
Doch ruht das Haupt dort noch heute.
Wenn Sommersbrand
Bedrückt das Land,
Dann steiget von Mücken ein zahlloses Heer
Von jenem düstern Abgrunde her,
Giftig zu plagen die Leute.

Und auf der Wand,
Wo der Ritter stand
Und sprang in die Tiefe hinunter,

Da ſiehſt in den Stein
Du gegraben ein
Den Huf des Roſſes bis dieſe Stund
Und auch die Spur vom treuen Hund, —
Bezeugend das göttliche Wunder.

Dritte Abtheilung.

Sagen und Märchen aus der Fremde.

Die Sage vom Greifenkinde.

Vom Lande Norwegen habt ihr wol schon einmal gehört und von seinen wilden Gebirgen und Felsenriffen, auf denen ewig lange der Schnee ruht und nimmer schmilzt. Wenn sich der Wandersmann den uralten, in wunderliche Gestaltungen zerklüfteten Bergriesen naht, wird es ihm kleinmüthig ums Herz und es ist ihm, als müsse er vor den Ungeheuern vergehen.

Aber auch manches sonnig warme Thal versteckt sich hinter den halbverwitterten Felsenreihen und manchmal blühen am Fuß der ödesten Klippenwand die duftigsten Veilchen und wilden Rosen.

Durch dieses wunderbare Land zog einmal ein welscher Maler. Die schroffen Höhen und schauerlichen Schluchten, die grauen Felsenhörner und die eisbedeckten Bergseen zogen den italienischen Meister auf eine ganz eigenthümliche Weise an und all die wilden Landschaften malte er mit Liebe. Aber er vergaß über die riesenhaften Berghäupter auch der einsamen Rose nicht

und nicht des saftigen Grases, das sich scheu am tiefblauen Gebirgswasser hervordrängte. Das Kleine, wie das Große, Gewaltige, Alles übertrug er auf seine glatten Blätter. Und ruhte er dann am Abend in der Hütte eines gutmüthigen Bauern aus von seinem Tagewerke, dann horchte er auf die abentheuerlichen Sagen, welche die Leute aus der nordischen Vorzeit zu erzählen wußten oder lauschte einem seltsamtiefen Volksliede, welches ihm ein blondes rothwangiges Mägdlein sang. Sagen und Lieder sind dort riesig, grauenhaft, wie die Berge.

An einem Abende, als schon des Herbstes Stürme durch die Wipfel der Fichten fuhren, hörte er so die Geschichte vom Greifenkind erzählen:

„Hier in den nordischen Bergen herrschte einmal ein gewaltiger König der hieß Sigebant. Fünfhundert Ritter standen um seinen Thron, welche täglich in prächtige Gewande gekleidet waren. Rosse, Gold und edle Steine wurden ihnen gewährt, so viel sie nur verlangen mogten. Dreißig Fürsten mit ihren Ländern waren ihm unterthan und harreten täglich seiner Befehle.

Eines Tages saß er mit der Königin und seinem einzigen Sohne Hagen, der gerade sieben Jahre alt

war, unter einem Lärchenbaume. Da sagte die Königin „Wir sind hochgeehrt weit und breit und die Gewalt Deines Schwertes fürchtet man weithin in den Landen. Aber Eins ist doch, was mir trotz aller Ehre, trotz allem Glanze das Herz schwer macht."

Der König fragte, was das sein könne und sie erwiderte: „Es ist unter den Lebendigen Keiner, der Sigebant an Reichthum und Macht gleich käme. So viele Länder und Burgen, so viel Silber und Gold besitzt Niemand auf der weiten Erde. Aber der König sitzt in seinen Schlössern heute und morgen und immer, und von keiner mannhaften That singt und sagt man unter den Leuten. Als ich noch in der fernen Heimat war, da sah ich meines Vaters Recken täglich ringen und kämpfen um hohen Preis. Hier habe ich dergleichen nie erfahren. Und doch sollte ein so mächtiger König häufiger mit seinen Helden sich sehen lassen zu Ritterspiel und Turnier. Denn das ist dem Könige zur Ehre, wenn er die Seinigen an dem erworbenen Glanz und Reichthum Theil nehmen läßt. Es ist eines Fürsten unwerth, Schätze zusammenzuscharren, ohne sie zu genießen, und genießen zu lassen."

Der König gab ihrer Rede vollen Beifall, und sie fuhr fort: „So laß jetzt Boten senden an alle unsre

Fürsten und Mannen; laß ihnen Geschenke und Gaben bringen, und sie zu Deiner Hofburg einladen. Ich will alle meine Jungfrauen mit goldnen und seidenen Gewändern schmücken, damit sie die Helden würdig empfangen können. —"

Da ließ der König allen seinen Treuen eine hohe Zeit ansagen, und daß sie nach zwei Monaten bei ihm erscheinen sollten.

Köstliche Gezelte wurden nun aufgeschlagen; Ochsen und Schafe bei Hunderten gemästet; Wein herbeigefahren — kurz, Alles zu dem gewaltigen Feste hergerichtet.

Von allen Enden des Reiches her begannen nun die Fürsten und Ritter zu reiten, um sich in König Sigebants Schlössern zu sammeln. Nie hat man eine solche Menge stattlich gerüsteter Männer beisammen gesehen; denn als man sie zählte mit ihren Knechten und Knappen, da fanden sich an die Dreißigtausend. Waffen und Rosse, Purpur und güldne Gewande wurden den Ankommenden in reichstem Maaße, zum Willkommen, geschenkt.

Die Königin zierte, wie sie versprochen, ihre Frauen aufs Prächtigste. Mit perlengestickten Kleidern, mit Edelsteinen und kostbaren Pelzen prunkten sie alle.

Als nun die Ritterspiele begannen, da leuchtete und glitzerte es allenthalben von den blanken Schilden und Schwertern. Die Erde bebte unter dem Hufschlage der wildbrausenden Rosse. Auf einem hohen Altane saßen die Frauen, zuoberst die Königin, und sahen herab auf das mannhafte Ringen.

Das Turnier dauerte lange. Als aber die Sterne hinter den Felsenzacken heraufkamen, ließ der König die Helden zur Ruhe ermahnen. Manches Lob ertönte da den Fremden, wie den Heimischen aus schöner Frauen Munde.

Posaunen und Geigen, Flöten und Harfen tönten jubelnd von den Zinnen der Burg hernieder, während die Ritter in den Zelten bei goldnen Bechern der Ruhe pflagen. Dazwischen erklangen mächtige Lieder, zum Preise der Männer.

Neun Tage dauerte das Fest, und jeden Tag ließ König Sigebant mehr Pracht und Herrlichkeit vor seinen ritterlichen Gästen sehen. Am Morgen des zehnten Tages brach ein großes Unglück über den König herein, als er sich dessen am allerwenigsten versah. Plötzlich verfinsterte sich nämlich die Luft; ein Geräusch, wie von fernem Donner erhob sich, und kam näher und immer näher. Der König und die Seinen er-

schraken gewaltig, denn Keiner wußte den Grund dieser Finsterniß und dieses Gebrauses zu erklären. Endlich zeigte es sich, daß ein wilder Greif über ihnen in der Luft schwebte.

Alles floh vor dem Ungeheuer in die felsenfesten Hallen der Königsburg. Nur der kleine Hagen, Sigebants Sohn, welcher fernab im Walde Beeren las, konnte, wie sehr er sich auch beeilte, des Vaters Schloß nicht mehr erreichen. Der Greif ließ sich über dem Kinde nieder, ergriff es mit seinen Klauen, und trug es hoch in die Lüfte empor. Laut auf schrie der König, als er sein Kind in der Macht des Greifen sah. Tausend Pfeile schossen die Ritter nach dem Riesenvogel ab; aber wenn diese ihn auch erreicht hätten, sie wären von dem schwarzen Gefieder, wie von einer ehernen Wand, machtlos zurückgepralit. Es blieb nichts übrig, als um das Königskind zu klagen und zu weinen. Viele Tagelang tönten die goldnen Hallen vom Wehgeschrei des Königs und der Seinen wieder. —

Auf eine so klägliche Weise endete Sigebants Fest. Die Ritter verließen trübselig seine hohe Burg, nachdem sie noch zuvor aufs Reichste beschenkt worden waren. —

Es war eine lange Fahrt, die Hagen mit dem Greifen machte. Endlich, über einer fernen Insel, senkte sich des Vogels Flug. Er ließ sich auf seinem Neste nieder, und legte den Jungen das Kind zur Speise vor. Da kam Hagen in große Noth; denn die jungen Greife rissen sich um ihn, und brachten ihm mit ihren Krallen und Schnäbeln manche blutig-tiefe Wunde bei. Zuletzt nahm ihn Eines von den Jungen, und trug ihn vom Neste weg auf einen Baum, wo es ihn, von den Brüdern ungestört, zu fressen dachte. Der Ast aber, auf den sich der Greif gesetzt hatte, war zu schwach; er brach unter der ungewohnten Last, und der erschreckte Greif ließ, im Davonfliegen, das Kind zur Erde fallen. Hier verkroch es sich schnell in ein Dickicht, wo es der Vogel nachher nicht wieder finden konnte.

Nun wohnten auf der Insel drei Jungfrauen. Sie fristeten ihr Leben kümmerlich von Wurzeln und wildem Kraut, und hauseten in einer Felsengrotte, die den Greifen nicht bekannt war. Nur selten wagten sie es, heimlich aus ihrer Höhle hervorzukommen, um Speise zu suchen. Bei einem solchen Ausgange fand eine der Frauen den jungen Hagen; und wie sie ihn so blutig und übel zugerichtet liegen sah, hielt sie ihn

für einen Zwerg, oder gar für eine Ausgeburt des uralten Meeres. Als ihr aber der Knabe erzählte, wie ihn der Greif hierhergetragen, nahm sie ihn mit in die Höhle. Hier verbanden ihn die Drei, und erquickten ihn mit Trank und Speise, so gut sie konnten.

Jahre und Tage wohnte er so auf der wüsten Insel, und wuchs auf in Kümmerniß und Noth. Da scheiterte eines Tages ein großes Schiff, welches von ungünstigen Winden dorthin verschlagen worden war, an der Greifeninsel. Keiner der Leute kam mit dem Leben davon. Die Greife witterten die Leichname der Männer, welche am Strande umherlagen, und trugen viele davon auf den Horst für ihre Jungen. Dann flogen sie wieder weg, weit über's Meer, und ließen die Jungen mit der Beute allein. Diesen Augenblick nahm Hagen wahr: er eilte zum Ufer hinab, in der Hoffnung, etwas von der Speise der Gescheiterten dort zu finden. Er fand jedoch nichts mehr, als einen todten, geharnischten Rittersmann. Er löste die Ringe und Bänder der Rüstung, doch kostete es ihm viel Mühe und Anstrengung den Panzer von den kalt und steif gewordenen Gliedern abzubringen. Endlich gelang es ihm, und er schickte sich an, seine Beute davonzutragen. Da sah er auf einmal den alten Greifen zu-

rückkommen. Die Grotte war viel zu fern, als daß er sie ungefährdet hätte erreichen können. Er mußte sich also gegen das über ihm schwebende Ungethüm zur Wehr setzen. Pfeil auf Pfeil schoß er nach dem Greifen; aber alle prallten machtlos zurück. Da erfaßte der muthige Jüngling die gewaltige Streitart, und führte einen so mächtigen Hieb, daß ein Bein des Vogels blutend zur Erde fiel. Ein furchtbares Wehgeschrei erhob der Greif, und fiel ächzend vor Schmerz, zu Boden. Wäre Hagen nicht geschickt zur Seite gesprungen, das Ungeheuer hätte ihn im Sturze zermalmt. An der Erde dauerte der furchtbare Kampf noch lange fort; endlich aber spaltete Hagen dem Greifen das giftige Haupt mit der Streitart. Zuckend lag der riesige Vogel im Gesträuch, und verendete.

Bald nachher kam auch der andere Greif nach Hause, aber er konnte dem ermuthigten Hagen nicht lange Widerstand leisten. Auch die beiden Jungen tödtete der starkmuthige Jüngling.

Dann hieß er die Jungfrauen aus der finstern Grotte hervorkommen, und verkündete ihnen, wie ihr Leben von nun an ungefährdet sei.

Jetzt erblühete Lust und Freude auf der Insel, und die Tage verrannen in ungetrübter Heiterkeit. Den

Tag über streifte Hagen umher mit Armbrust und Angel, und jedesmal kam er am Abend mit reicher Beute von Fischfang und Jagd heim. Die drei Jungfrauen bereiteten dann das Mahl, und nach demselben erzählten sie dem starken Hagen viel seltsame Geschichten und Märchen, deren sie genug wußten. Dagegen berichtete dann Hagen wieder von dem fernen Norden, von seinem Vater Sigebant und dem großen Turnier, welches so trübselig zu Ende ging. Oft kamen die Sterne aus dem tiefen Meere herauf, ehe sie ihr ärmliches Mooslager suchten.

Eines Tages jagte der muthige Hagen in einem Walde, den er vorher noch nie betreten hatte. Da fand er des köstlichen Wildes gar viel, und mancher Hirsch, mancher Eber sank, getroffen von seinem mächtigen Geschoß. Plötzlich rasselte es im Gebüsch, die Zweige bogen sich aus einander, und ein gewaltiger Löwe stürzte brüllend in mächtigen Sätzen auf Hagen zu. Dieser verlor, dem Ungethüm gegenüber, seine Geistesgegenwart nicht. Er warf Armbrust und Pfeile, die ihn gegen solch einen Riesen wenig nützen konnten, von sich, und griff nach der stählernen Streitart, die er, für besondere Fälle, immer bei sich hatte. Mit derselben führte er auf den heranspringenden Löwen

einen solchen Schlag, daß er ihm die mächtige Stirn spaltete. Brüllend stürzte das Thier nieder, und verröchelte, unter wilden Zuckungen sein Leben.

Hagen schlug darauf aus einem Steine Feuer, und briet ein großes Stück Löwenfleisch an der Glut. Wie er davon aß, kam eine solche Kraft in seine Glieder, daß dreißig der stärksten Männer nichts über ihn vermogten. In dem Blute badete er Arme, Schenkel und Brust, wodurch diese fest und unverwundbar gegen jede Waffe wurden. Als er sich satt gegessen hatte, nahm er die Löwenhaut, wie einen Rittermantel, um seine Schultern, und trat so den Heimweg an. Den drei Jungfrauen, welche ihn, in seinem seltsamen Schmucke, kaum erkannten, erzählte er sein Abenteuer ausführlich, und gab ihnen auch von dem gebratenen Fleische zu essen, wodurch sie ebenfalls stark und muthig wurden. —

Lange Zeit war so vergangen, als Hagen wieder einmal ein Schiff gewahrte, welches ein Sturm in diese wilden Gewässer verschlagen hatte. Es fügte sich aber, daß das Fahrzeug nicht, wie das Frühere, am Klippenstrande der Insel zerschellte, sondern glücklich Anker werfen konnte.

Hagen eilte sogleich mit den drei Frauen den Felsenpfad des Ufers hinab, und bat die Schiffsleute, sie doch von dem wüsten Eilande mit fortzunehmen, und wieder unter Menschen zu bringen. Es kam dem Herrn des Schiffes wunderlich vor, an diesen fernen Gestaden Menschen anzutreffen. Er glaubte beinahe, daß es Meerfrauen wären, zumal, da sie nur mit Thierhäuten nothdürftig bekleidet waren. Er fragte daher, wer sie wären, und wie sie hierher gekommen seien.

Die Erste der Frauen sprach: „Ich bin des Königs von Indien Tochter. Als ich einst im Rosengarten meines Vaters schlief, nahm mich ein wilder Greif, und trug mich hierher. Wie der Vogel mit mir gerade über dieser Insel schwebte, verwundete ich ihn mit einem Dolche, den ich im Gürtel trug, am Fuße. Der Greif schrie laut auf vor Schmerz, und ließ mich zu Boden fallen, wo ich mich eiligst in ein Gebüsch verkroch, so daß er mich aus den Augen verlor. Seit der Zeit wohne ich hier."

Die Zweite erzählte: „Mich trug der Greif aus Portugall hierher. Als er mit mir schon nahe bei seinem Neste war, sah er ein schlummerndes Pantherthier liegen. Das dünkte ihn wohl eine bessere Beute

für seine Jungen zu sein; deßhalb ließ er mich fallen, und trug den Panther in sein Nest. Seit der Zeit wohne ich hier."

Die Dritte berichtete dem Herrn des Schiffes folgendermaßen: „Ich bin eines Grafen Tochter aus Friesland. Als ich lustwandeln ging, ward ich des alten Greifen Beute. Während er mich forttrug, flehte ich brünstiglich zum Himmel, daß er mich aus den Klauen des Ungeheuers erretten wolle. Mein Gebet ward auch erhört, der Greif legte mich hier auf den Rasen nieder und flog davon, ohne mir nur Leid gethan zu haben. Seit der Zeit wohne ich hier."

Nachdem der Schiffsherr die Rede der drei Frauen gehört hatte, sprach er zu Hagen: „Wer seid Ihr denn, und wie kommt Ihr hierher?" Hagen antwortete: „Auch mich trug einst der Greif hierher." Darauf erzählte er, daß er der Sohn des Königs Sigebant von Norwegen sei; daß er bei einem Turnier von dem wilden Greifen geraubt und auf diese Insel getragen sei. Auch verschwieg er nicht, wie er später die ganze ungeheure Brut erschlagen, und von da an mit den drei Jungfrauen friedlich hier gelebt habe. Hierauf wurden alle Vier in das Schiff aufgenommen.

Durch die Erzählung Hagens hatte der Schiffsherr einen Begriff von dessen gewaltiger Stärke bekommen. Er beschloß daher, ihn heimlich seiner Waffen zu berauben und dann ins Meer zu stürzen. Ließen sie, meinte er, den Starken so gerüstet unter sich herumgehen, so könnte ihn einmal die Lust ankommen, sie Alle zu erschlagen. Er theilte seine Besorgniß und seinen Plan seinen Leuten mit. Ja, es gelang ihm sogar, zwei der Frauen, durch große Versprechungen, auf seine Seite zu bringen. Die Prinzessin von Indien aber, welche den jungen Hagen einst im Gebüsch gefunden hatte, ließ sich durchaus nicht zur Theilnahme an der schwarzen That bereden. Sie ging vielmehr heimlich zu Hagen, und sagte zu ihm: „Sei sehr auf deiner Hut, mein junger Held! Heute Nacht, wenn du im tiefsten Schlummer liegst, werden sie kommen, und dich, nachdem sie dich deiner Waffen beraubt, ermorden.“ Hagen erwiderte: Ich bin dir zu großem Danke verpflichtet für deine Warnung. Aber sei ruhig: „Hagens Stärke ruht nicht in seiner Rüstung, sondern in seinem Arm.“

Der Abend kam, und der Schiffsherr gab dem kühnen Hagen viel starken Wein zu trinken, damit er desto fester schlafen mögte. Dieser that immer,

als wisse er von nichts, und trank einen Becher nach dem andern aus. Endlich ging man auseinander und Hagen streckte sich, gleich den Uebrigen, auf sein Lager.

Es mogte um Mitternacht sein, als der Herr des Schiffs mit seinen Leuten hereintrat, und sich leise Hagens Lager näherte. Dieser hatte sich, trotz aller Müdigkeit, wach zu erhalten gewußt, that aber, als ob er fest schliefe, und ließ ruhig alle seine Waffen wegtragen. Als dieß geschehen war drang der Haufe lärmend auf ihn ein, um ihn zu ergreifen und hinabzustürzen in die schwarze, kalte Meerestiefe. Aber lang und mächtig richtete sich der Held jetzt auf, und begann die Männer, einen nach dem Andern, mit Faustschlägen zu Boden zu strecken, ohne daß ihm deren Schwerter Schaden thaten, weil er einst seine Glieder in Löwenblute gebadet hatte. Als das die Leute sahen, fielen sie vor ihm nieder, und baten und fleheten um ihr Leben. Aber finstrer, grimmiger Rachedurst war in Hagen, und er ruhte nimmer von seinem blutigen Werke, bis alle seine Feinde todt zu seinen Füßen lagen. Dann ging er hin die Königstochter von Indien aufzusuchen. Er fand sie im untersten Schiffsraume, wo der Herr des Fahrzeuges sie

hatte einsperren lassen. Hagen befreiete sie sogleich, und erzählte ihr, was vorgefallen war. Voll Entsetzen verhüllte die Prinzessin ihr erbleichendes Antlitz.

Hagen aber ergriff des Schiffes Ruder, und führte es so kräftig, daß bald die Zacken und Felsenhörner der Norwegischen Küsten im Strahle der Morgensonne vor ihm und seiner Begleiterin auftauchten. Frohen Muthes erklimmten sie noch am selben Tage die Felsenufer, und kamen wohlbehalten in Sigebants Königsburg an.

Der alte Mann lebte noch. Aber es währte lange, bis er sich auf die Züge des lange verlorenen Sohnes besann. Da stellte er ein großes Fest an, welches prachtvoller war, und länger dauerte, als das, an welchem Hagen einst geraubt worden. Am letzten Tage des Festes wurde Hagen feierlich mit der indischen Königstochter getraut. —

Noch manches Jahr sahen die alten nordischen Helden kommen und ziehen; noch manche That vollführten sie, des Erzählens und der Bewunderung später Enkel werth. —

Das ist die Sage von Hagen, dem Greifenkinde, welche der Bauer in Norwegen dem italiänischen Maler erzählte.

Die runde Tafel.

1.

Tauſend Kerzen flammten in den gewölbten Sälen der Burg Uterpendragons, des Königs von Britannien und machten es hell, wie am Tage, in den hohen Gemächern, die von den ſüßen Geſängen der Minſtrells wiederhallten. Fünfzig Ritter ſaßen an ſchwer beladenen Tiſchen, des köſtlichen Mahles ſich freuend und des edlen Weins, der purpuren aus goldenen Pokalen ihnen entgegenſchäumte. Doch vor allen war Uterpendragon herrlich zu ſchauen in dem goldgeſtickten Sammtmantel, der in reichen Falten von ſeinen männlichen Schultern herniederfloß. Nachdem er den Becher geleert hatte auf das Wohl Alboins, des Ritters aus Welſchland, nahm er das Wort und ſprach: „Mit gutem Fug können wir den heutigen Tag einen glücklichen nennen; denn das Wort, das Merlin vor Jahr und Tag geſprochen hat, wird endlich in Erfüllung gehen. Heute wird der edle Ritter, den Merlin ſelbſt uns von den duftenden Auen Italiens geſendet hat, den Platz einnehmen, der ihm, dem Tapferſten von Allen gebührt.“ Und alle Ritter leerten die tönenden Pokale und prieſen Alboin als den

Besten unter ihnen, der allein würdig sei, an der von Merlin gefeiten Stelle zu sitzen.

Als nun die vom Könige bestimmte Stunde da war, da ward eine feierliche Stille unter den Rittern, und Uterpendragon selbst nahm den Welschen bei der Hand und führte ihn in den Saal der runden Tafel, damit er die leere Stelle an derselben einnehme. Doch kaum hatte Alboin an den Sitz gerührt, so erhob sich ein furchtbares Getöse im Grunde der Erde, daß die Mauern des Schlosses wankten und die Wogen des Sees, wild am Gemäuer sich brechend, hoch aufrauschten, und ihr weißer Schaum die Fenster des Saales netzte. Starres Entsetzen faßte die Ritter, als darauf die Lichter im Saale plötzlich erloschen und schwarze Nacht an die Stelle des blendenden Lichtglanzes trat. Aber wer mag ihre Empfindungen schildern, als nun des Saales Boden sich spaltete, und gierige Flammen aus dem Schlunde hervorleckten, den zitternden Ritter aus Welschland ergriffen und herniederzogen in den grausigen Abgrund! —

An der Stelle wo Alboin versunken war, sahen sie beim Scheine der wiederentzündeten Kerzen einen silberhaarigen Greis stehen. Sie erkannten Merlin, der mit zürnender Geberde die Worte sprach: „Wehe

dem, der unberufen sich einzudrängen wagt! Verfallen ist er des Schicksals rächenden Händen! —"

2.

Die alten Lieder und Geschichten zeugen von Uterpendragon, der ein König in Britannien gewesen und dessen Name groß und vielgenannt war in den Ländern. Keiner war ihm zu vergleichen an ritterlicher Tapferkeit und männlichem Sinn; überall tönten zu seinem Preise der Minstrells liebliche Gesänge; kurz — man hätte denken sollen, daß sein Herz von keinem Wunsche beunruhigt werden könne, eine so herrliche Zeit war es, die unter seinem Scepter aufblühte. Und doch zog es manchmal wie Wolken des Unmuths über seine Stirn, und die Seinen wußten nicht, was für ein Kummer in seinem Busen nage.

Da trat einst Merlin, der weise Zauberer, vor ihn und sprach: „Herr und König! Ich sah Eure Kindheit; ich zeigte dem Jünglinge die Straße des Ruhms und der Ehren; selbst das Ohr des tief ernsten Mannes neigte sich oft meiner mahnenden Rede. Darum sprecht zu mir und nennt das Weh, das um Euer Herz sich gelegt hat, und zweifelt nicht daß es mir gelinge, die Ursachen Eures Harms zu zerstreuen."

Groß und geheim und nicht wie eines andern Menschen war die Wissenschaft Merlins. Er kannte die Bahn der Planeten, und ihre Macht über des Menschen Willen war ihm nicht verborgen. Fern in der Zukunft lasen seines Geistes Augen und wußten der Lebendigen Schicksale zu enträthseln. Alte heilige Runenschrift konnte er lesen und nach ihren Zeichen die Geister der Mitternacht beschwören, daß sie vor ihm erschienen. Auch hatte er Kenntniß von allen Kräutern und Gesteinen der Erde, wie sie erschaffen sind, das menschliche Herz zu beruhigen und zu trösten, oder wilde Leidenschaft in demselben zu erwecken. Darum war bei dem Könige sein Ansehen groß, und vor jedem wichtigen Beginnen forschte er nach dem Bedünken des Alten. Auch jetzt glaubte er, daß Merlin wol seinen Kummer heben könne; deßhalb sprach er: „Ein Tag verrinnt wie der andere vor mir in Spiel und Lust, und der ritterliche Sinn drohet gänzlich zu ersterben. Wenn ich daran denke, kommt Traurigkeit in mein Herz und mein Sinn umwölkt sich. Darum, Alter, denke nach! Und hast du etwas Rechtes, meine Seele zu ergötzen, gefunden, so sprich und ich will nach deinen Worten handeln.

Drei Tage lang besann sich Merlin; dann sprach

er zum Könige: „Lasset, o Herr, die allerbesten Ritter einladen, daß sie immer um Euch sein und an einer runden Tafel sich sammeln zu frohem Gelage; daß sie mit Euch ausziehen zu ritterlichem Kampfspiel und kühnem Abenteuer, ihres Armes Stärke bewährend. Und wenn ein Feind sich erfrechen sollte, die frevlen Hände nach Britanniens goldener Krone auszustrecken, dann sei diese erlesene Schaar eine Schutzwehr und eherne Mauer der bedrängten Majestät.“ Diese Worte gefielen dem Könige sehr, und ehe der Mond verrann waren die Ritter versammelt. Doch einer von den fünfzig Stühlen an der runden Tafel blieb leer. „Denn, sprach der Zauberer, der ist noch nicht geboren, der würdig ist, diesen Platz zu füllen.“

Wie nun der Ruf der runden Tafel sich verbreitete und die Namen ihrer Ritter in der Ferne genannt wurden, da kam Alboin mit der goldenen Lilie in Merlins Abwesenheit und gab vor, derselbe habe ihn aus Welschland hergesandt, daß er die Runde fülle. Zum Wahrzeichen wies er einen Talisman mit drei Steinen: roth, weiß und grün, den ihm Merlin zur Bekräftigung seiner Worte gegeben habe. Wie sich hierdurch der König und die Ritter verführen ließen ihn für den Erwählten zu halten, und wie Merlin

den Frevel schrecklich bestrafte: das ist im Anfange dieser Erzählung gesagt worden.

Der Mund der Sage trug des unglücklichen Ritters Namen weit umher, und Jeder, der die Geschichte hörte, empfahl sich betend dem Schutze der Himmlischen. Nie aber ist es Einem wieder in den Sinn gekommen, den Platz zu begehren, der unter so furchtbarer Hut stand.

3.

Tage und Monden vergingen und reihten sich zu Jahren — immer noch war die Stelle leer. Und wäre nicht das furchtbare Gericht, das über den welschen Ritter kam, in Uterpendragons Gedächtnisse geblieben, er hätte das Ganze für ein eitles Gaukelspiel gehalten.

Eines Tages zog der König aus mit seinen Rittern, zu jagen und sich in den grünen Wäldern zu erlustigen. Lustig erklangen ihre Silberhörner und tausendfach warf das Echo das helle Jagdgeschrei der Ritter aus den Bergen zurück. Immer weiter drangen die Männer auf der Spur der Eber und Hirsche und achteten in der Hitze der Verfolgung wenig darauf, daß sie sich weiter und immer weiter von einander

entfernten. Endlich, als die Sonne bereits hinunter war und der freundliche Mond über die Bergeshäupter herauf kam, befand ſich der König mit Merlin ganz allein, einen ungeheuern Bären verfolgend. Durch Schluchten und Gründe lockte ſie des Thieres Fährte; heiße Tropfen rannen an des Königs Wange herab; wild flatterte ſein goldenes Haar. Plötzlich hörte in einem faſt undurchdringlichen Dickicht jede Spur des Wildes auf, und jetzt erſt merkte der königliche Jägersmann, daß er weitab von den Seinigen gekommen war. Mächtig ließ er ſein Hifthorn ertönen, den Rittern zu rufen. Aber nur die eignen Klänge hörte er, vielfach an den Felswänden gebrochen, antworten. Wie er ſich nun nach allen Seiten umſah, irgend einen Ausweg zu finden, da erblickte er plötzlich Licht, welches ſchwach und wie aus großer Ferne durch das Geäſt flimmerte. Auch war es ihm, als höre er ganz leiſe Harfentöne. Er hielt ſein Roß an und horchte, da klang es lauter und lauter; eine liebliche Weiberſtimme ward dazwiſchen hörbar, welche zuletzt deutlich folgende Worte ſang:

„Kehre wieder;
Meine Lieder
Rufen Dich!

Kehre wieder aus der Ferne;
Deiner harret Inguerne
Und ihr Herze härmet sich!

Könnt ich eilen
Ohne Weilen
Hin zu Dir!
An mein Herz wollt ich Dich pressen,
Alles Leid wollt ich vergessen,
Das die Trennung brachte mir. —

Ach ich klage
Alle Tage
Hier um ihn;
Doch es können meine Worte
Nimmer von dem fernen Orte
Heimatwärts den Theuren ziehn!

Aber stille,
Stille, stille,
Armes Herz!
Wird es ja nicht ewig währen;
Endlich wird er wiederkehren,
Heilen allen deinen Schmerz!"

Seltsame Gefühle weckte das Lied in des Königs Brust. Er hätte die Sängerin schier für eine Fee halten mögen, so süß, so schmelzend klang ihre Stimme, von den zarten Harfenakkorden getragen. „Woher nur diese entzückenden Klänge kommen, sprach er; hier in

der Wildniß, wo wol selten vor uns eines Menschen Fuß gestanden hat?“ „Herr, antwortete Merlin, hier steht die Burg Imars, der in fremden Zonen weilt und Inguerne, die treue Gattin, hier zurückgelassen hat. Schon lange Zeit seufzt die Verlassene, daß der Gemal zurückkehren mögte; noch kein Mann hat in dieser Zeit ihr Schloß betreten, oder ihr Antlitz gesehen, welches als das schönste gepriesen wird in Britannien.“ Seine Rede erregte des Königs Begierden mächtig; er verlangte die zu sehen, die solche Treue ihrem fernen Gatten bewahrte. „Schaffe Rath, alter Tausendkünstler, rief er, daß ich ihr Angesicht sehe; denn ich werde von diesem Orte nicht weichen, bis mein Verlangen erfüllt ist!“ Merlin wußte durch seine Reden die Glut im Busen des Königs zu heller Lohe anzufachen; denn der Schleier, der undurchdringlich die Zukunft vor den Augen der Menschen verhüllt, hinderte seinen Blick nicht; er sah was tief im Schooße der Zeit verborgen ruhte. „Nur durch die Macht der Geister, sprach er, mag es Euch, mein königlicher Herr, vergönnt sein, solches zu erlangen; darum steiget ab von Eurem Rosse und stellt Euch hierher zu meiner rechten Seite. Doch hütet Euch, die Unsterblichen durch unzeitige Reden zu erzürnen; denn großes

Unheil würde daraus entstehen.“ — Unverständliche Worte murmelnd zog er einen weißen Stab aus seinem Gewande und zeichnete damit drei Kreise um sich her, so daß er mit dem Könige im innersten derselben stand. Dann las er aus einem pergamentnen Buche das berufende Wort. Da kam es wie sehr ferner Donner über den Ort, wo sie waren; alsbald erlosch das Licht der Sterne und der Mond ließ seinen Schein; fernher hörten sie eine Glocke die Mitternacht ausrufen. Und rings um den dreifachen Kreis her ließ sich wie erstandenes Todtengebein sehen, und der König hörte, vor Entsetzen bebend, das Klappern der weißen Schädel. Aus einem derselben kam ein blaues Flämmchen hervor und leuchtete mit gespenstischem Glanze. Fratzenhafte Gestalten umtanzten die Flamme und sangen eine Mark und Bein durchdringende Weise, während Merlin immerfort im Zauberbuche blätterte und unheimliche Worte aussprach. Uterpendragon war fast sinnlos vor eisigem Grauen; als er sich endlich ermannte und einen festen Blick auf die Flamme warf, merkte er, daß sie dem Verlöschen nahe war. Noch einmal flackerte sie hell auf und war erstorben. An ihrer Stelle blühte eine purpurrothe Blume. Jetzt sprach Merlin zum Könige: „Sehet zu was der Kelch

der Blume verbirgt.“ Wie Jener die Blume anrührte, klang tiefes Seufzen aus der Erde Gründen; ein leuchtender Blitz fuhr zischend über die Gegend und — Alles war verschwunden. Mond und Sterne schienen wieder hell; der König sah sich mit Merlin allein. Wie der König nun seine Hand aufthat, leuchtete ihm ein kostbarer Stein entgegen, der den Glanz der Sterne verdunkelte. „Dieses Kleinod, sprach der Zauberer, wird Euch Zugang zu Ingueene verschaffen; denn es gibt Euch in ihren Augen die Züge Imars, des fernen Gemals. Darum besteigt alsbald Euer Roß und eilt in ihre Arme!“

4.

Groß war Ingueenens Entzücken, als sie den lange entfernten Gemal endlich wieder zu erblicken glaubte. Sie konnte nicht satt werden zu herzen und zu küssen; kaum vermegte sie sich in das Glück zu finden, den wieder zu besitzen, ohne den die ganze Welt ihr öde und leer war. Aber auch des Königs Herz klopfte hörbar am Busen der schönsten Frau in Britannien, und glücklich dünkte er sich in ihren Armen. Und als nun Ingueene noch einmal das Saitenspiel nahm und sang:

„Kehrteſt wieder;
Meine Lieder
Riefen dich!
Kehrteſt wieder aus der Ferne
Zu der treuen Inguerne
Und ihr Herz erfreute ſich."

Da wallte ſeine Seele über von Luſt und, ſeiner nicht mehr mächtig, preßte er das reizende Weib an ſein wildpochendes Herz. Himmelswonne ſchwebte über dem Paare, das der Liebe höchſte Seligkeit koſtete.

Gleich wenigen Sekunden waren die Stunden der Nacht entflohen und ehe ſie es ahnten, lauſchte das roſige Antlitz der Morgenröthe durch die glitzernden Scheiben. Zürnend der gedankenſchnell verronnenen Zeit wand ſich Inguerne aus des Königs zärtlicher Umſchlingung. Aber wer vermag ihr namenloſes Entſetzen zu ſchildern, als ſie beim erſten Lichte des anbrechenden Tages ein ganz fremdes Geſicht erblickte! — Der Talisman hatte nur bei nächtlicher Weile ſeine Kraft; das grelle Sonnenlicht verſcheucht die um Mitternacht webenden Geiſter. Wie vom Blitze gerührt ſtand ſie, ohne Worte, ohne Regung. Und als ſie endlich von dem erſten todähnlichen Schrecken ſich erholt hatte, da begannen die Säle ihres Schloſſes wie-

verzuhallen von ihrem Jammergeschrei. „Wie werde ich, rief sie, es wagen dürfen, je wieder vor dir, theurer Imar, zu erscheinen! Ach, du kennst im fernen Lande nimmer die Schmach, in die man dein armes Weib gebracht hat! — All mein Frieden ist zerstört; meines Herzens Ruhe ist mir durch schändliche Zauberkünste geraubt! — Fluch über den, der mit frecher Stirn sich eindrängte ins Heiligthum der Unschuld; der den Opferaltar reiner Minne durch seine unlautere Flamme entweihte! —"

Wol versuchte Uterpendragon, der fast eben so sehr über die seltsame Wendung, die sein Abenteuer genommen hatte, bestürzt war, die arme Frau durch tröstende Worte zu beruhigen; aber seine Rede troff wie siedendes Oel in ihres Herzens klaffende Wunde. In dieser Bedrängniß wandte sich der König, nach Merlin zu sehen; und ein Funken Hoffnung glimmte in ihm, daß der Zauberer, der schon in so mancher Noth sein Rathgeber gewesen, auch hier Hilfe wissen werde. Als er die Marmortreppe hinabstieg, begegnete ihm ein Knappe, der die traurige Nachricht brachte, wie Imar im fernen Lande Hispanien in einem Treffen gefallen sei.

5.

Man kann sich den furchtbaren Eindruck wol denken, welchen die Worte des Knappen, den Imar in seinem letzten Stündlein als Boten in die Heimath gesandt hatte, auf die schon so tief gebeugte Gattin hervorbrachten. Sie verlangte zu sterben, da er, durch den allein das Leben ihr werth war, nicht mehr im Leben wandelte. Nichts schien sie zu bemerken, nichts zu empfinden, und oft, wenn sie, vom Uebermaß des Jammers bewältigt, in einen der Betäubung ähnlichen Schlummer sank, hätte man wähnen sollen, die bleiche Gestalt, der das tiefste Leiden seine unverkennbaren Spuren aufgedrückt hatte, gehöre nicht mehr unter die Lebendigen.

Doch die Alles beruhigende, Alles verwischende Zeit senkte auch auf ihren Gram die kühlenden Schwingen; — die Wunden ihrer Seele begannen zu vernarben. Hatte es doch schon etwas Beruhigendes für sie, daß Imar nicht mehr lebte, als, durch Zauber geborgen, der König in ihren Armen der Liebe genoß; sie fand wenigstens einigen Trost in diesem Umstande. Zudem wußte Merlin durch seine geheimen Künste lindernden Balsam auf den wunden Fleck ihres Herzens zu träufeln, so daß nach und nach ihrer Lippen Purpur

zurückkehrte und sie wieder Lust hatte am bunten Leben. Wie die Tage kamen und gingen, so ward es heller, heiterer in ihr, wie wenn mit dem ersten Hauche des jungen Lenzes die Erde warm wird und Freude und Leben auf ihr sich rührt. Ja manchmal wenn ihr Blick auf den männlich edlen Zügen Uterpendragons ruhete, zog ein leises Ahnen herrlicher Zukunft durch ihre Seele, wie kühlende Luft durch Beete süßduftender Rosen. Doch ich will es kurz sagen: ehe eine lange Zeit verfloß, lag Uterpendragon zum zweitenmale in des herrlichen Weibes Armen, und der erste Stral der Morgenröthe zeigte ihm ihr Antlitz, auf dem hohe Wonne und schmachtendes Verlangen sich paarten; derselbe Stral, der einst lähmendes Entsetzen auf Inguerne's holden Zügen beleuchtet hatte.

Und ein Fest ward in des Königs hoher Burg gefeiert, wie es in Britannien noch nicht war gesehen worden. Tag und Nacht erfüllte der Spielleute helles Getön die festlich stralenden Säle, und dazwischen erklangen die goldenen Pokale der fröhlichen Zecher. Und wenn spät am Abend die Zeit des Mahles vorüber war, dann wiegten im Tanzsaal sich lüsterne Damen in den Armen der wonnetrunkenen Ritter, und manches kühne Heldenherz ging verloren an eine der

Rosen, die hier in der Fülle der Anmuth und Schönheit blühten. So war es Tage und Wochen und nie hat man wieder eine solche Hochzeit erlebt, als die Uterpendragon's, des Königs in Britannien, mit der schönen Inguerne.

6.

Nach Jahresfrist wurde dem Paare ein Söhnlein geboren, das in der heiligen Taufe den Namen Artus empfing. Da trat Merlin vor den König und sprach: „Hoher Herr! Oft habt Ihr mir Eure Gnade geboten, die Dienste des alten Zauberers freigebig mit Gold und Silber zu lohnen. Doch mein Sinn stand nicht nach solchen Dingen, die in den Augen der Menschen überschwenglichen Werth haben. Jetzt aber ist die Zeit und ich will den Lohn, den ich begehre, nennen." „Rede, sprach der König, und wofern es in eines Sterblichen Macht ist, was du verlangst, so sei der Gewährung gewiß." „So laßt mich Euren Sohn erziehen und in Allem, was ihm frommen kann, unterrichten." Mit Freuden hörte der König die Worte des Greisen und versprach ihm, sobald der Knabe etwas erwachsen sein werde, ihm denselben zu übergeben.

Als der Knabe nur erst die ersten Jahre zurückgelegt hatte, und des Lebens edle Geister mehr und mehr

sich zu regen anfingen, da begann der Alte seinen Unterricht. Auf eine wundersame Weise wußte er sich des Kindes Liebe zu erwerben und täglich wuchs dessen Zuneigung zu dem väterlichen Freunde. Und wie nun die Jahre der unmündigen Kindheit allgemach verrannen und Artus hie und da einen Blick that in den unergründlichen Schacht von Merlin's Wissen; wie dieser ihn tiefer und tiefer in die wundervolle Kunde der Welt und der Alles schaffenden, Alles zerstörenden Natur hineinführte; wie er, bei zunehmendem Alter, ihn des Lebens Größtes: Ehre und ein ritterlich Herz erkennen ließ, — da achtete er den Weisen schier für einen Heiligen und die Stunde schien ihm verloren, in der er nicht seine hehren Worte hören konnte.

So war sein achtzehnter Frühling gekommen und hatte ihn tüchtig gefunden, in den Reihen wehrhafter Männer zu stehen; denn Allem, was den Arm stark und den Sinn tapfer macht, hatte Artus, nach seines Vaters ihm vorleuchtenden Beispiele, eifrig obgelegen. Schon manchem Lanzenbrechen hatte er sehnsüchtig zugesehen und gar sehr hatte es ihn dann gehärmt, daß er unscheinbar zur Seite stehen mußte und nicht mit Hand anlegen durfte an das ritterhafte Werk. Darum stiegen am Abend vor dem Tage des Ritterschlages,

als er die Kapelle betrat, um, nach altem Brauch, die Waffenwache zu halten, kühne Gedanken in seiner Seele auf und von hohem Muthe gerötbet glühten seine Wangen beim letzten Strale der sinkenden Abendsonne.

7.

In tiefem Sinnen, an den Stufen des Altares auf- und niedergehend, bemerkte Artus es nicht wie die Stunden abliefen, und es war Mitternacht heran gekommen ohne daß er es wußte. Dumpf verhallte der letzte Schlag der zwölften Stunde und weckte den Jüngling aus seinen Träumen. Einen eiskalten Hauch fühlte er durch das Kirchlein wehen, und die ewige Lampe zitterte wie ein Irrlicht in dem Luftzuge. Unheimlich rann es durch des Jünglings Adern; doch ermannte er sich und warf einen festen Blick nach dem Orte, von welchem der Todtenhauch gekommen. Da stand eine uralte hohe Mannesgestalt vor ihm, deren Züge wie verwittert anzusehen waren. Tief lagen die Augen, vom herbsten Kummer, vom rastlosesten Leid getrübt, in ihren Höhlen. Spärliche, eisgraue Locken, die wild über Stirn und Schläfen herabhingen, wären Zeugen eines Jahrhunderts gewesen, das mit all seinen Schmerzen an dem Alten vorübergegangen, wenn

er nicht wie Einer aus dem Reiche der Schatten geschienen hätte. Denn ohne feste Umrisse verschwamm die in verblichene Gewande längst vergangener Zeiten gehüllte Gestalt mit dem sie umgebenden Luftkreise und es war als wenn sie von jedem Athemzuge des Jünglings bewegt werde. Dieser wich scheu einen Schritt von dem Wesen zurück. Doch, sich seiner Zaghaftigkeit schämend, suchte er seinen Muth wieder hervorzurufen und wollte sich überreden, das ganze sei eine äffende Gaukelei seiner aufgeregten Einbildungskraft. Aber da redete es hohl aus dem Schemen heraus und die düstern Worte hallten grauenvoll zurück von den Wänden des Kirchleins: „Fürchte dich nicht vor mir Knabe! Ich bin Kridda, dein Ahnherr. Vor zwei Jahrhunderten trug ich den Königsmantel Britanniens. Damals war des Nazareners Lehre noch im Kampfe mit den Satzungen des Heidenthums, und ich hob noch die Hände opfernd zum Throne der alten Götter. Da begab es sich, daß gewaltige Feinde in mein Land eindrangen und durch ihre Uebermacht Alles unter ihre Fesseln zwangen. Die Kühnsten zitterten vor ihrem furchtbaren Schwerte und beinahe Keiner war mehr zu finden, der gegen sie die rächende Klinge erheben wollte. Die Grundfesten meines Thrones wankten;

eine Schlacht noch, die letzte, sollte entscheiden. Als der Tag heraufkam über die östlichen Bergspitzen, begann das blutige Spiel. Mit dem Muthe der Verzweiflung stritten die Meinen und achteten es nicht, daß ganze Reihen, von den Keulen der Fremden getroffen, auf den blutgetränkten Boden hinsanken. Doch alle menschliche Kraft hat eine Grenze, über welche der Sohn der Zeit nicht hinaus kann. Als die Sonne hoch im Mittage glühte, da begann das letzte Häuflein der Getreuen zu verzagen und in höchster Verwirrung wandten sie sich zur Flucht. In dieser Noth hob ich schwörend die Hände zum Himmel und gelobte, mit allen Meinigen mich taufen zu lassen, wenn der Jungfrau Sohn mir Rettung brächte. Und sieh, auf unbegreifliche Weise kam Unordnung in das Heer der Feinde; die Meinen sammelten sich wieder und wagten noch einmal, ihre letzten Kräfte aufraffend, einen Angriff auf die zerstreuten Haufen der Gegner. Diese, hierdurch ganz außer Fassung gebracht, konnten nicht widerstehen, und ihre Reihen begannen sich zu lösen. Endlich, als die Sonne zu Ruhe ging, befand sich der Feind völlig auf der Flucht. Sein Muth war durch den sonderbaren Ausgang dieses Treffens, das Alles hatte entscheiden sollen, gebrochen; die Zuver-

ſicht meiner Getreuen neu gehoben, daß ich es mit kurzen Worten ſage: — als wenige Wochen vorüber waren, ſah man keinen Feind mehr im britanniſchen Lande, und die Krone der Väter blieb von da an ungefährdet auf meinem Haupte. Doch als das Glück mir wieder hold war, gedachte ich nicht mehr des Wortes, das ich in meines Herzens Angſt geſprochen hatte und der Tod fand mich nach vielen Jahren noch im Wahnglauben der Voreltern. Darum hatte mein Gebein keine Raſt im Schooße der Erde und ich mußte wiederkehren und wandeln unter dem Monde zwiſchen Leben und Sterben. Doch wurde mir Erlöſung verheißen, wenn der beſte Chriſtenritter in aller Welt den Kuß der Verſöhnung auf meine Lippen drücken würde. Zweihundert Jahre habe ich ruhelos geharrt, der Ritter kam nicht. Aber jetzt iſt die Zeit da und Du biſt der, der mich erlöſen wird."

Halb todt vor Entſetzen hatte Artus die Rede Kridda's vernommen und bei den letzten Worten wollten ſeine Kniee zuſammenbrechen; denn furchtbares Grauſen durchrieſelte ihn bei dem Gedanken, daß er eines Geſtorbenen eiskalte Lippen küſſen ſollte. Da redete das Geſpenſt wieder: „Warum zitterſt du vor mir? Haſt du mich doch längſt gekannt!" Und Artus

hörte, daß es Merlin's Stimme war, und wie er die Augen erhob, nach dem Ahn zu sehen, da stand der Zauberer in seiner gewöhnlichen Gestalt vor ihm. Das übergroße Erstaunen ließ dem Jüngling nicht ein Wort der Entgegnung finden; wie im Traume hörte er nur noch dieses: „Die Spitzen der Berge sind geröthet im Lichte des kommenden Tages; meine Zeit ist um. Aber morgen um Mitternacht ist die Stunde der Erlösung!“ Blaßer und blaßer ward im Sprechen die Gestalt; endlich war sie nur noch wie ein leichter Nebel anzusehen. Und als das Frühroth die Wände der Kapelle vergoldete, da sah Artus die letzte Spur des Bildes wie einen Hauch vom geschliffenen Stahle verwehen.

8.

Uterpendragon selbst gab am Morgen mit seinem Schwerte dem Sohne den Ritterschlag und hieß ihn feierlich willkommen in der Schaar mannhafter Ritter. Als hierauf ein Hochamt in der Kapelle war gehalten worden, woran der König und alle Ritter Theil nahmen, begann das festliche Turnier, welches Artus zu Ehren ausgeschrieben war. Die gellenden Trompeten der Herolde gaben das Zeichen und Paar um Paar ritten die geschmückten Ritter in die Schranken. Man

kämpfte zu Roß und zu Fuß und Jeder war bemüht, seine Geschicklichkeit und Kraft ins beste Licht zu setzen. Doch vor Allen leuchtete Artus, der junge Ritter, und einstimmig ward ihm des Festes Preis zuerkannt. Einen blinkenden Goldhelm setzte die Schönste der Damen ihm aufs Haupt und laut ertönte der Jubelruf der Menge. Unter dem fröhlichen Schalle der Hörner wurde er in den hohen Saal geführt, mit den andern des bereiteten Mahles sich zu freuen. Aber wie schwerer Trübsinn lastete es auf seiner Seele: denn er gedachte des ruhelosen Ahnen. Wenn sein Blick auf Merlin den Alten fiel, der, wie immer, unter den Uebrigen saß, dann erstickte ein Seufzer des Mitleids in seiner Brust. So kam es, daß er theilnahmlos und finster da saß während des lauten Jubels und nicht auf die Worte der Ritter achtete, die ihm zuredeten, froh und guter Dinge zu sein an seinem Ehrentage.

Allgemach war es Abend geworden und die goldenen Sterne begannen ihre ewige Straße zu wandeln. Mit jeder verrinnenden Stunde wuchs Artus Beklemmung; denn immer näher rückte die Zeit, die ihm Kridda als den Augenblick der Erlösung genannt hatte. In schaurigen Bildern zeigte sich ihm die mysteriöse

Stunde, wo der Alte durch seinen sühnenden Kuß Ruhe im Grabe finden sollte.

Endlich schlug die zwölfte Stunde der Nacht. Tiefe Stille ward plötzlich im Saale. Alle waren mächtig erfaßt vom Grauen der Mitternacht. Da erhob sich Merlin von seinem Sitze und ging langsamen Schrittes auf Artus zu. Den Jüngling bei der Hand ergreifend sprach er zu den versammelten Rittern: „Dieser ist es, von dem ich sagte, daß er noch sollte geboren werden, der allein bestimmt sei auf der gefeiten Stelle an der runden Tafel zu sitzen — der beste Ritter in aller Christenheit!“ Staunen kam über die Ritter und Keiner konnte nur ein Wort erwiedern. Aber Merlin führte den Glücklichen in den Saal der runden Tafel und fuhr fort zu den Rittern zu reden: „So lange habe ich gewacht und mit allen meinen Kräften Euch beschützt. Von jetzt an aber ist dieser der Tafelrunde Herr und Hort und seinen Namen wird man zuerst nennen.“ Kaum hatte er ausgeredet, so fühlte Artus des Ahnherrn todeskalte Lippen auf seiner Stirn und schaudernd erwiderte er den Kuß.

Da war die Erlösung geschehen. Der Alte verschwand, und nie wieder hat Einer ihn erblickt.

Am Ufer des Sees, der das hohe Schloß bespülte

fand man ein frisches Grab. Niemand wußte, wer da ausruhe von des Lebens Leid und Lust. Artus aber saß jeden Abend und weinte heiße Thränen über dem Hügel des Friedens.

Er war jetzt der Erste an der runden Tafel, deren Ruhm sich ausbreitete wie nie vorher. In aller Welt kannte man die Ritter der Tafelrunde und Artus, ihren Meister. Das war eine wundervolle Zeit für Britannien, wie sie nie wiedergekehrt ist. Eine tiefe Wehmuth erregen die alten Gedichte und Sagen von der versunkenen Herrlichkeit. Das Alles ist dahin wie ein goldner Traum, von dem beim Erwachen nichts zurück bleibt als eine dunkle Erinnerung.

Das letzte Goldstück.

1.

Wer sich je einen Monat in dem Bade zu P. aufhielt, der hat auch den armen alten Mann gesehen, der noch im vorigen Sommer dort unter dem Namen des verrückten Spielers bekannt war. Sobald der Saal mit dem grünen Tische geöffnet wurde, fand er sich ein, und verfolgte mit seinen erloschenen Blicken

das Rollen der verhängnißvollen Kugel. Kein Laut, keine Regung seiner Lippen, kein unwillkürlicher Seufzer verrieth die geringste Theilnahme. Gleichgültig sah er der bethörten Menge zu, wie Jeder sein Scherflein auf dem Altare der falschen Göttin willig opferte, und achtete es nicht, ob Elend oder Glück die Ernte ihrer goldenen Saat war. Nur wenn die Flamme der Verzweiflung wild in den Blicken eines Spielers glühte; wenn der kalte Schweiß in dicken Tropfen von seinen Schläfen rann; wenn das krampfhafte Zucken seiner Hand sagte, er sei im Begriff, das letzte Goldstück zu wagen: dann belebten sich die Züge des verrückten Alten, und sein Mund verzog sich zu schadenfrohem Grinsen. Hatte dann jener Arme wirklich sein Letztes, sein Alles verloren, dann brach der Mann in ein heiseres Gelächter aus, und verließ für heute den Saal.

2.

Vor Zeiten war der Alte ein glücklicher Spieler. Er hatte das Handwerk lange getrieben, und war reich dabei geworden. Aber er konnte nicht ablassen vom Spiele, und redete sich ein, nicht der leidige Gewinn interessire ihn, sondern es mache ihm Vergnügen, das Glück und seine Launen zu verfolgen,

Selbstbeherrschung.

es zu zwingen ihm wieder gut zu werden. Und sonderbar, raubte ihm ein Abend hundert Dukaten, der folgende brachte ihm zweihundert wieder. Und so auf und ab; und immer schlug es zuletzt zu seinem Vortheil.

3.

Aber einmal kam ein Sommer, wo er kein Glück hatte. Er verlor täglich größere Summen; denn er meinte das Verlorene mit Gewalt wieder zu gewinnen. Doch er war dem Schicksale aller Spieler verfallen. In wenigen Tagen war Alles hin, was er in so vielen Jahren gewonnen hatte. Er verkaufte, verpfändete, machte Schulden, seinen Verlust zu ersetzen; aber Alles umsonst. Immer tiefer stürzte er in's Verderben; immer jammervoller wurden seine Verhältnisse. Seine Frau, die sonst nur an Glanz und Aufwand gewöhnt war, lag sterbend in einer erbärmlichen Hütte auf einem faulen Strohlager. Die harten Entbehrungen, zu denen sie die letzte Zeit her gezwungen war, hatten ihre Gesundheit zerstört. Sie verfiel in ein bösartiges Fieber, das sie täglich dem Tode näher brachte, zumal da es ihr an jeder Pflege, an jedem kühlen Trunke für ihre brennenden Lippen fehlte. Seine stärkere Natur widerstand zwar immer noch

solchen Schlägen; aber seine Wangen hatte der Kummer gebleicht, seine Arme der Hunger kraftlos gemacht. Seit vier Tagen war kein Bissen Brod mehr über seine Lippen gekommen. Denn zur Arbeit war sein Körper zu geschwächt; und was die Nadel seiner Tochter erwarb, reichte kaum hin, dem harten Hausherrn die Miethe zu zahlen. Verhungern — betteln — oder stehlen; Eins müßte er ergreifen! — wie leblos saß er Tag und Nacht, und starrte vor sich nieder. — Er, der noch vor zwei Monaten ein reicher Mann gewesen, war jetzt der elendeste Mensch, ärmer wie jeder Bettler! — Er sah und hörte und dachte nichts; er wußte nur eins noch: sein und seiner Familie Unglück.

4.

Der Tod seiner Frau brachte ihn endlich wieder zur Besinnung. Er stand auf und ging unruhig in dem niedern Zimmer umher. Seine Leidenschaft, die bisher geschwiegen, erwachte wieder. Die letzte menschliche Regung kämpfte einen verzweifelten Kampf gegen sie. Doch die Begier war stark und der Hunger nagend — sein besserer Sinn erlag. Er ging hin, begrub sein Weib ohne Thränen — und gab seiner Tochter, seines einzigen Kindes, Unschuld preis! —

Und am andern Tage ſtand er wieder und ſpielte, und ſpielte mit dem Sündenſolde ſeines Kindes! Aber auch das Geld brachte kein Glück. Er verlor und verlor, und bald war das letzte Goldſtück noch übrig. Mit wüthender Verzweiflung, die ſein Geſicht zu einer häßlichen Larve verzerrte, griff er danach, und ſchleuderte es auf die grüne Tafel. Und — wieder hatte er verloren! —

5.

Kraftlos ohnmächtig ſank er in ſich zuſammen. Ein mitleidiger Mann ließ ihn in ſein Haus tragen, wo er ihn während der langwierigen Krankheit, die ihn befiel, auf die uneigennützigſte Weiſe mit Arzenei und Pflege verſorgte. Nach langer Zeit verließ er ſein Krankenlager zwar wieder, aber Wahnſinn hatte ſeinen Geiſt eingenommen. Das Irrenhaus nahm den Armen auf. Da er jedoch immer ſtill und in ſich gekehrt war, und Niemanden ſtörte, ſo ließ man ihn bald frei umhergehen. Von der Zeit an war es, daß er jeden Tag in den Spielſaal kam, und nicht eher ging, bis er Einen gefunden, der ſein letztes Goldſtück verſpielt hatte. — Im vorigen Jahre endlich ereilte ihn plötzlich der Tod an der Thür des Saales, als er eben hineintreten wollte.

Seine unglückselige Tochter lebt noch und erzählt Jedem, der sie hören mag, die Geschichte.

Schneeröschen.

Es war einmal eine wunderschöne Königstochter. Sie war weiß wie der Schnee und roth wie Rosen; deshalb nannten sie die Leute auch Schneeröschen. Aber sie lebte nicht, wie andere Königskinder, in lauter Lust und Freude, sondern sie hatte des Kummers gar viel zu tragen. Ihre gute Mutter war längst gestorben, und eine Stiefmutter verbitterte ihr das Leben auf alle Weise; blos weil das arme Kind viel schöner war, als ihre eignen zwei Töchter. Denn jedesmal, wenn sie vor dem Spiegel stand und fragte:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Wer ist die Schönste in Engelland?

antwortete dieser:

Du bist schön, du schöne Frau,
Schön sind deine Töchter auch;
Aber Schneeröschen arm und allein
Muß noch viel tausendmal schöner sein!

Der Spruch ärgerte denn die böse Stiefmutter bis aufs Blut, und sie hätte das Schneeröschen nur sogleich umbringen mögen. Aber ging das auch nicht an, so mußte das arme Kind auf andere Art tausendfach büßen. Tag und Nacht mußte es in einer engen, dunkeln Kammer sitzen, und spinnen einsam und ruhelos, mehr und immer mehr. Und wurden ihm die Hände matt und lahm am Rocken, so stand die Stiefmutter mit ihren Töchtern hinter dem Stuhle, und schlug das arme Schneeröschen, daß das rothe Blut auf die Erde rann. Zu Vergnügungen und Lustbarkeiten wurde es nun schon gar nicht mitgenommen; ja, wenn die Stiefmutter mit ihren Töchtern ihrer Lust nachging, mußte das Schneeröschen nur noch schlimmer arbeiten wie sonst. Aber war ihm die Zeit auch noch so knapp gesetzt, und waren Hanf und Flachs auch noch so spröde und hart, das Garn, welches Schneeröschen daraus spann, glänzte immer wie Gold, und war so weich anzufühlen wie Schneeröschens Locken. Und das ärgerte die böse Stiefmutter noch am meisten; denn gar zu gern hätte sie an den Gespinnsten etwas zu tadeln gefunden. Aber sie mußte sich immer innerlich wundern über die schöne Arbeit.

So traurig ist es dem armen Schneeröschen gegan-

gen; und es hatte keinen Menschen, dem es sein Leid hätte klagen können. Denn sein Vater, der alte König, war weit weg im Kriege, und man wußte gar nicht, wann er einmal wieder käme.

Eines Tages schmückte sich die Stiefmutter mit ihren zwei Töchtern prächtiger als je, und arm Schneeröschen erfuhr auch bald genug, daß sie den Abend zu Balle gehen wollten. Der Abend kam, und die Drei gingen, und ließen das Schneeröschen in seiner Spinnstube allein. Vorher aber gab ihm die Stiefmutter noch zwei Päcke grobe Hehde und Werg, und sagte: „Von dem einen sollst du Purpur und von dem andern Goldfäden spinnen.“

Das Schneeröschen fiel ihr weinend zu Füßen und rief: „Ach Mutter, seid doch barmherzig! Wie kann ich denn das grobe Zeug in Gold und Seide verwandeln?“

Aber die Alte fuhr das Kind wild an: „Mach nur, daß du anfängst! Denn kommen wir zurück, und finden die Seide und die Goldfäden nicht fertig, so wirst du unglücklich, du eitle Dirne!“

Damit ging sie fort, und schloß die Thür hinter sich zu.

Es war in der Zeit um Weihnachten und eine

bittere Kälte. Die Fensterscheiben glitzerten beim Scheine der Lampe von rothen und blauen Eisblumen. Und ein Ofen, woran sich Schneeröschen hätte wärmen können, war nicht da. Die arme Maid hauchte also in die kalten Hände, und begann ihre Arbeit. Aber wie sehr sie auch spann und spann, Purpur und Gold wollte nimmer daraus werden. Zudem erlosch auch die Lampe bald; denn die böse Stiefmutter hatte mit Absicht nur ein paar Tropfen Oel darauf gegossen. Da erhob das Schneeröschen Augen, Herz und Hände zum Himmel, und rief:

Ach Vater, ach Vater, erbarme dich mein!
Verlaßen bin ich in meiner Noth;
Drum laß mich dir befohlen sein.
Und stellt kein anderer Retter sich ein,
So sende mir den Tod!

Auf einmal ward es hell und immer heller im Stübchen, und als Schneeröschen sich umsah, woher das Licht käme, sah sie draußen am Fenster ein kleines, spannenlanges Männchen stehen. Es war mit einem langen, schwefelgelben Gewande angethan, und hielt eine schwere goldene Lampe in der Hand, die, trotz Wind und Wetter, nicht erlosch. Freundlich sah der Zwerg zu Schneeröschen herein und sagte:

Schneeröschen, geh mit mir,
Mit mir zu den Zwergen
In den sieben Bergen.
Spinnen bei den Zwergen sollt
Purpur viel und rothes Gold.

Dabei winkte der Kleine so eifrig und sah so gutmüthig aus, daß Schneeröschen gar keine Angst vor ihm hatte. Sie bedachte, was auf sie harre, wenn die Stiefmutter nach Hause kam; und daß sie es ja auch nirgend schlimmer finden könne, als sie es hier verließ. Sie öffnete also getrost das Fenster, und folgte dem Zwerge. Dieser leuchtete ihr gar sorgsam voran, und ruhte nicht eher bis sie bei den sieben Bergen ankamen.

Dort wurde sie von den Zwergen auf's freundlichste aufgenommen. Sie mußte sich auf ein silbernes Kissen setzen, und auf einem elfenbeinernen Rädchen mit goldener Spindel die Hehde spinnen, die sie noch in ihrer Schürze trug. Die Zwerge sagten, es solle ein Mantel für ihre Königin daraus werden. Das kam nun dem Schneeröschen wol wunderlich vor, daß eine Königin einen solchen Mantel tragen sollte; aber auf das Zureden der freundlichen alten Leute begann sie getrost ihr Werk. Und wie der Blitz sauste und schnurrte die Spindel, und so geschickt Schneeröschen auch war,

sie erinnerte sich nicht, jemals so schnell gesponnen zu haben. Und immer kam ein Faden Gold und ein Faden Purpur.

Kaum eine Viertelstunde, so war die Spindel voll. Da nahm sie einer der Zwerge, und warf sie hoch in die Höhe. Und als die Spindel wieder herunter kam, da war's gar keine Spindel mehr, sondern ein prächtiger, mit Gold gestickter Purpurmantel. Und der Mantel sank und fiel, rauschend und langsam, so lange, bis er gerade um Schneeröschens Schultern fiel. Da beugten sich die Zwerge ihrer jungen Königin zu huldigen.

Angenehm vergingen nun die Tage, und nie hat das Schneeröschen an die böse Stiefmutter zurückgedacht.

Als diese mit ihren Töchtern vom Balle heimkam und die Spinnstube leer fand, wunderte sie sich auf's Höchste. Sie ließ das ganze Schloß durchsuchen, fand aber natürlich keine Spur von Schneeröschen. Das kam ihr nun ganz unerklärlich vor; indeß freuete sie sich doch, daß verhaßte Stiefkind nun nicht mehr zu sehen. Sie ging bald nachher vor den Spiegel und fragte:

Spiegel blink, Spiegel blank.
Wer ist die Schönste in Engelland?

Der Spiegel antwortete:

Du bist schön, du schöne Frau,
Schön sind deine Töchter auch;
Aber Schneeröschen, die Herrin der Berge,
Aber Schneeröschen, die Königin der Zwerge,
Aber Schneeröschen, so fein und so rein
Muß noch viel tausendmal schöner sein!

Als die Stiefmutter das Schneeröschen eine Königin nennen hörte, stieg ihre Wuth auf's Aeußerste, und da sie nun den Aufenthaltsort des verhaßten Mädchens kannte, so beschloß sie dasselbe aus dem Wege zu räumen, koste es auch, was es wolle.

Noch den nämlichen Tag ließ sie ein schlaues altes Weib zu sich kommen, und gab demselben ein Körbchen mit verschiedenen Früchten. Zu oberst aber legte sie einen wunderschönen purpurrothen Apfel. Dann befahl sie der Frau, mit dem Korbe nach den sieben Bergen zu gehen, und ihn dort zum Verkauf anzubieten. Vor allem aber sollte sie den purpurfarbenen Apfel als das edelste Obst auf der Welt preisen. „Gelingt es dir," sagte die Königin, „den albernen Zwergen diesen Apfel zu verkaufen, so mache ich dich für dein Leben lang zu einer steinreichen Frau."

Das Weib versprach: Alles auf's Beste zu besorgen, und entfernte sich.

Als sie an den sieben Bergen angekommen war, setzte sie sich an einen der betretensten Pfade nieder, und sang mit gellender Stimme:

Kommt hervor, ihr edlen Zwerge,
Aus dem Schacht der sieben Berge,
Kommt ans Tageslicht!
Früchte biet ich roth und bunte,
Mild dem Herzen, süß dem Munde,
Saht auf Erden schönre nicht.

Nun sind die Zwerge von jeher ein neugieriges, naschhaftes Völkchen gewesen, kaum hatte daher die Frau ihren Sang beendigt, so huschten ein paar von ihnen hervor, fragten nach dem Preise der Früchte, welche ihnen sehr lecker vorkamen, und wurden mit dem Weibe bald Handels einig. Diese ging ihres Weges, und die kleinen Leute vertheilten das gekaufte Obst untereinander: Der purpurrothe Apfel aber wurde einstimmig dem Schneeröschen zuerkannt. Das hatte auch die böse Stiefmutter erwartet und deshalb den Apfel vergiftet; denn sie wollte das arme Kind um jeden Preis aus der Welt haben.

Schneeröschen, von dem rothen Glanze betrogen, biß hastig in den Apfel. Aber das Gift quoll ihr im Munde. Sie sträubte sich und zuckte und rang und wollte den Apfel herausziehen. Doch das Gift war

zu stark; — ihre Glieder erlahmten, — ihr Herz stand still, — sie mußte jämmerlich ersticken. Trotz aller Bemühungen der Zwerge, welche die geschicktesten Aerzte unter sich hatten, gelang es ihnen nicht, das Schneeröschen ins Leben zurückzubringen.

Da begannen die Zwerge zu weinen und zu wehklagen, und legten das Schneeröschen in einen gläsernen Sarg. Weil aber das Gesicht immer schön weiß und roth blieb, so wagten sie nicht, ihre Königin zu begraben. Sie ließen den gläsernen Sarg über der Erde stehen, und gingen Tag und Nacht um ihn herum, klägliche Todtenlieder singend.

Das alte Weib, welches von der bösen Stiefmutter mit dem Apfel abgeschickt war, kehrte bald zu derselben zurück, und berichtete, wie die Zwerge ihr Alles, und auch den Purpurapfel, abgekauft hätten. Hoch erfreut darüber gab ihr die Königin so viel Gold und Silber, daß sie lebenslang vollauf daran hatte. Um aber zu erfahren, ob auch das Schneeröschen den vergifteten Apfel wirklich bekommen und gegessen habe, stellte sie sich vor ihren Spiegel und fragte:

Spiegel blink, Spiegel blank,
Wer ist die Schönste in Engelland?

Da antwortete der Spiegel:

Du bist die Schönste in Engelland!

Nun wußte sie, daß Schneeröschen nicht mehr lebte, und vor Freude darüber stellte sie ein großes Gastmahl an.

Bald nachher kam der alte König aus dem Kriege zurück. Als er nach dem Schneeröschen fragte, gab sie vor, es wäre unlängst gestorben. Sie hätte nur nicht gewußt, wo er sich befunden, sonst hätte sie es ihm gewiß gemeldet. Der König glaubte ihren falschen Worten, und weinte bitterlich um sein Kind.

Nach einigen Tagen zog er, um sich zu zerstreuen, auf die Jagd. Weiter und immer weiter zog ihn die Fährte des Wildes, so daß er zuletzt auch nahe bei die sieben Berge kam. Als er den Gesang der Zwerge vernahm, welche noch immer um den gläsernen Sarg zogen, ging er näher und fragte, was für einen Todten sie beweinten. Kaum hatte er aber einen Blick auf den ganz durchsichtigen Sargdeckel geworfen, als er Schneeröschen erkannte, und nun stimmte er in die Klage der Zwerge mit ein, und weinte und jammerte lauter als sie Alle. Die Zwerge erzählten auch dem Könige, wie die Stiefmutter mit dem Schneeröschen umgegangen war, und wie sie, die Zwerge, es aus

Barmherzigkeit zu sich genommen hatten, auch wie es eines so gar plötzlichen Todes gestorben war.

Der König bat sie nun, ihm den Sarg doch zu öffnen, damit er sein Kind noch einmal umarme. Die Zwerge willfahrten ihm gern, und hoben den Deckel des Sarges auf. Der König nahm Schneeröschens Haupt in seine Arme, und zog es an seine Brust, so daß die Todte halb zu sitzen kam. Da zuckte es ihr plötzlich an den Wimpern — dunkles Roth goß sich über das Antlitz — der Busen hob sich langsam und keuchend — es hüstelte und röchelte im Schlunde. Gleich darauf kam ein Stück von einem Apfel, das kohlschwarz aussah, zwischen den Lippen hervor. Schneeröschen schlug die Augen auf, und schaute verwundert um sich.

Der vergiftete Apfel war im Schlunde stecken geblieben, und als der König Schneeröschens Kopf aufrichtete, kam sie durch die Bewegung ins Husten; der Apfel löfete sich, und die Todtgeglaubte erwachte so aus ihrer tiefen Ohnmacht.

Die böse Stiefmutter wäre beinahe vor Schrecken gestorben, als sie das Schneeröschen, welches der König gleich mit sich in sein Schloß nahm, leibhaftig vor sich stehen sah. Sie gestand in ihrer Angst Alles,

wie es mit dem vergifteten Apfel zusammenhing. Da ward der König zornig und wollte sie und ihre zwei Töchter gleich hinrichten lassen. Auf des Schneeröschens Bitte aber schenkte er ihnen das Leben; sie mußten jedoch gleich fort, und in einem fernen, wüsten Lande hausen, vergessen und trostlos bis an ihren Tod, der bald erfolgte.

Das Schneeröschen aber heirathete eines mächtigen Königs einzigen Sohn. Es ward eine gewaltige Hochzeit gehalten, wobei das Schneeröschen vor allen Gästen seine wunderbare Geschichte erzählen mußte.

Die Zwerge, welche auch zur Hochzeit geladen waren, brachten ihrer ehemaligen Königin die goldene Spindel, auf der sie den Purpurmantel gesponnen hatte, zum Brautgeschenke.

Das Hünengrab.

In einem hohen Föhrenwalde in Norwegen sieht man noch heute ein uraltes, steinernes Grabmal. Es ist ganz grau und verwittert, und steht in dem Schatten

der vielen dunkeln Bäume noch düsterer und unheimlicher aus. Wenn es aber um Mitternacht ist, klafft das wilde Gestein, und der Ritter, der da unten schläft, erhebt sich in seiner schwarzen Rüstung, verläßt das einsame Grab, und wandelt schweigend und ernst durch den Wald. Denn wie er im Leben nie müssige Rast kannte, so läßt es ihm auch jetzt im Grabe noch keine Ruhe. Doch wenn die Lichter des Morgens erwachen, dann ist die Zeit seiner Wanderung um, und der Rittersmann zieht wieder heim in sein dunkles, kaltes Bett.

Nicht weit von jenem Walde wohnte einmal eine alte Frau mit ihrem einzigen Sohne in einer kleinen baufälligen Hütte. Der Sohn jagte im Walde und fing Fische im nahen Felsenbache, wodurch er sich und seine Mutter nährte. Denn in jener alten Zeit, als sich diese Geschichte zutrug, hatten Jagd und Fischerei noch nicht einen einzigen ausschließlichen Herrn in jedem Lande. Frei konnte der Bauer ausgehen nach dem Wilde in Wasser und Wald.

Lange Zeit hatte dies friedliche Leben gedauert, als es plötzlich durch Schlachtruf und Kriegsgeschrei unterbrochen wurde. Unter den Fahnen des wilden Sinklair von Schottland waren mächtige Feinde über's

Meer gekommen, die freien Norwegischen Lande zu unterjochen. Da standen Bauern und Herren auf, den Heerd der Väter mit ihrem scharfen Schwerte zu schützen. Auch der Sohn der armen alten Frau schloß sich freudigen Muthes den Vertheidigern des Vaterlandes an. Noch einmal drückte er der Mutter dürre Hand zum Abschied, und eilte dann den Schaaren der Seinen zu.

Viele Tage und Wochen dauerte der blutige Kampf, ohne daß man gewußt hätte, wer Sieger im Streite sein werde. Endlich aber gewann die rechte Sache die Oberhand. Die eingedrungenen Feinde wurden mehr und mehr zurückgetrieben und mußten zuletzt die Norwegischen Thäler ganz verlassen.

Da zogen die Krieger, nachdem sie ihre Todten begraben hatten, aus den blutigen Feldern heim, und Jeder suchte die Seinen, welche so lange voll Sorgen und Angst geharrt hatten, wieder auf. Die arme Frau fragte Alle, wie sie an ihrem Hüttchen vorüberzogen, nach ihrem Sohne. Zuletzt erfuhr sie von Einem, der an seiner Seite gefochten hatte, daß ihr Sohn verwundet sei und in einer fernen Bauerhütte bis zu Genesung gepflegt werde. In den ersten Tagen des Frühlings werde sie ihn wieder sehen.

Wie es nun milder wurde, und der Schnee zerrann auf den Bergen, da ging die Alte jeden Tag den Weg, den ihr Sohn kommen mußte. Aber immer kehrte sie am Abend allein zurück. Mit Thränen legte sie sich dann auf ihr Lager, und kein freundlicher Traum kehrte über Nacht bei ihr ein.

Endlich, als die arme Frau die erste wilde Rose blühen sah, da ging eine geheime Ahnung durch ihre Seele: Heute, heute muß dein Sohn kommen! Und sie eilte am Morgen, am Mittag und am Abend hinaus, den Ankommenden zu begrüßen. Aber die Zeit verstrich, und er kam immer und immer nicht hernieder ins heimische Thal. Doch noch einmal ging die Alte hinaus, als die Mitternacht schon Berg und Thal in ihren schwarzen Mantel hüllte. Weiter wie früher trug sie der rastlose Fuß, so daß sie endlich bis an das Hünengrab im Walde kam. Ermüdet setzte sie sich am moosigen Steine nieder, und stützte weinend das alte Haupt auf den bebenden Arm.

Da rauschte es plötzlich im Hag — eine hohe, gerüstete Gestalt stand vor ihr. Mit einem Freudenschrei stürzte sie darauf zu, sie meinte ihren Sohn erkannt zu haben. Aber als sie das Gebilde mit ihren Armen umfing, da drang es ihr kalt — kalt wie der Tod

ins Herz. Es war der wandelnde Geist, den die Unglückselige umarmt hatte. —

Noch einmal athmete sie aus tiefster Brust, dann lag sie todt am Hünengrab.

Des andern Morgens kehrte ihr Sohn singend aus der Fremde heim. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne gossen Purpurglut über seine noch bleichen Wangen. Da kam er in den dunkeln Wald und an das Grab, und sah seine Mutter todt an den zerfallenen Säulen liegen. Finster ward es vor seinen Augen, finster in seiner Seele. Er fühlte, wie sein Herz pochte — wild und immer wilder; wie seine Kniee wankten, seine Augen brachen.

Der Tod ging vorüber, und berührte ihn mit seinem eisigen Hauch.

Firdusi.

Um das Jahr 1000 regierte in Persien ein mächtiger König. Durch das ganze Morgenland sprach man von seinen Schätzen und von der Pracht seines

Hofes. In seiner nächsten Umgebung befanden sich, außer einer großen Menge Gelehrter und Künstler aller Art, viele Meister des Gesanges, über welche Einer aus ihrer Mitte, Namens Ansari, zum Könige gesetzt war. Ihnen allen war die Aufgabe geworden, in einem großen Gedichte die Thaten der alten persischen Könige und Helden bis auf die damalige Zeit zu besingen. Aber Alle schreckten vor einer so gewaltigen Forderung zurück. Einzelne Abenteuer und Schlachten feierten sie wohl in ihren Liedern; doch die ganze alte Heldenzeit zu umfassen, und in kühnen Gesängen vorüber zu führen — daran wagte sich Keiner von ihnen.

Zu derselben Zeit wohnte ein armer Gärtner nicht weit von der Hauptstadt des Königs. Dieser Mann wurde auf eine merkwürdige Weise vom Unglücke verfolgt, und glaubte er auch einmal ein wenig freier aufathmen zu können, so kam gleich wieder ein Unfall über ihn, der ihn nur desto tiefer niederdrückte. Das Letzte was ihm begegnete, war, daß Einige von des Königs Hofleuten auf einer Lustfahrt, alle seine Rosen- und Lilienbeete zu Boden ritten. Das war für den armen Mann ein großer Schaden; denn er gewann den größten Theil seines kümmerlichen Lebens-

unterhaltes aus dem Verkaufe von Blumensträußen an vornehme Damen. Dennoch durfte er sich über den Frevel, den des Königs Lieblinge verübt, nicht laut beklagen. Er beschloß daher, seinen einzigen Sohn, Firdusi, der des Gesanges und Saitenspieles nicht unkundig, und überhaupt ein gebildeter junger Mensch war, an des Königs Hof zu senden, damit er für seinen Vater um Beistand und Unterstützung flehe. Er hoffte, der Jüngling werde bei dem kunstliebenden Herrscher Gehör finden.

Schon am andern Tage machte sich Firdusi auf den Weg, und kam noch vor Mittag in der Hauptstadt an. Hier fand er aber so Viele, welche beim Könige ein Anliegen vorzubringen hatten, daß er wohl einsah, er werde sobald nicht durchdringen mit seiner bescheidenen Bitte. Er ging also einstweilen in die, Jedermann offen stehenden königlichen Gärten, um zwischen ihren prachtvollen Blumenbeeten und schattigen Bäumen seines Kummers zu vergessen.

Er harrte Stunden, Tage lang, daß auch an ihn die Reihe kommen sollte; aber Stunden und Tage vergingen, ohne daß ihn Einer gerufen hätte. Da bemächtigte sich Trauer und Unmuth seiner Seele. Er stimmte seine Leier zu tiefen wehmüthigen Accorden,

und begann ein klagendes Lied in die weiche Abendluft hinauszusingen. Das hörte Ansari, der in der Nähe unter einem blühenden Pfirsichbaume ruhte. Sogleich kam er näher, um zu sehen, wer so rührende Klänge den Saiten entlocke. Er fand den Firdusi, der, an einer Tempelsäule lehnend, sein trauriges Lied sang. Sogleich redete er ihn an, erkundigte sich nach seinen Umständen, und nahm ihn noch denselben Abend mit zum Könige, dem er ihn, als einen der ersten Dichter, vorstellte. Der König nahm ihn, nachdem er den alten Gärtner reichlich beschenkt hatte, in den Kreis seiner Sänger auf, und Firdusi ward bald, vor allen Uebrigen, des Königs Liebling.

Ja, eines Tages ließ ihn der König vor sich kommen, und trug ihm auf, das große Heldengedicht von den Thaten der altpersischen Fürsten auszuarbeiten. „Ist es vollendet," so schloß der Herrscher, „so sollen Dir für jede Zeile Deines Werkes tausend Goldstücke von meinem Schatzmeister ausgezahlt werden."

Firdusi fühlte die Kraft in sich, so Großes zu vollbringen, und versprach, des Königs Befehle nachzukommen. Dieser schenkte ihm ein kleines Landgut, wo er, ungestört vom Geräusche des Hofes, ganz seinem

gewaltigen Unternehmen sich widmen konnte. Schon nach einigen Tagen reiſete Firduſi dorthin. —

Jahre vergingen dem Dichter unbemerkt, denn er lebte nur seinem Werke, Alles andere darüber vergessend. Endlich starb der hochherzige König, ohne die Vollendung des erhabenen Gedichtes erlebt zu haben. Sein Nachfolger war den Künsten nicht hold, ein rauher, finsterer Mann. Alle die edlen Sänger verbannte er sogleich von seinem Hofe, um sie durch Soldaten zu ersetzen. An Firduſi schickte er einen Boten mit 3000 Silberstücken und folgendem Briefe: „Um dem tollen Versprechen meines Vorfahren einigermaßen nachzukommen, erhältſt Du hier 3000 Silberstücke, zur Belohnung Deiner langjährigen Mühe. Dagegen wirſt Du jetzt sogleich das königliche Landhaus verlassen, da es von mir zu andern Zwecken bestimmt iſt.“

In edlem Unwillen entbrannte Firduſi über ein Anerbieten, das zu seiner faſt dreiſſig Jahre langen Arbeit in gar keinem Verhältnisse stand. Er nahm das Geld, und theilte es in drei Theile. Einen Theil gab er dem Boten, einen dem Hausverwalter, und den dritten einem vorübergehenden Bettler. Dann griff er zum Wanderſtab, und verließ das Haus, in

welchem er länger als seine halbe Lebenszeit in Frieden gewohnt hatte.

Wieder verrann die Zeit, und Firdusi war von dem Könige, der nun auch schon zu altern begann, beinahe vergessen. Da hatte der König einmal einen seltsamen Traum. Er sah die Gestalt seines Vorfahren, bleich und drohend, aus dem Grabe steigen, und sich grauenhaft gegen ihn erheben. „Erfülle mein Versprechen," redete der Geist, „das ich Firdusi, dem Sänger, einst feierlich gegeben habe! Ich habe nicht Ruhe in der Erde, bis die alte Schuld entrichtet ist. Und dich wird sie drücken im Sterben, wenn du dich ihrer nicht bald entledigst. —"

Drei Nächte hinter einander hatte der König dieselbe Erscheinung. Da zögerte er nicht länger. Er ließ den Ort auskundschaften, wo Firdusi's arme Hütte stand, und schickte eine glänzende Gesandtschaft dahin ab mit sechszigtausend Goldstücken; denn aus eben so vielen Zeilen bestand das Gedicht des verstoßenen Sängers. Auch ließ der König ihn einladen, am Hofe das Werk gänzlich zu vollenden.

Als die Gesandten in die Nähe des Dorfes kamen, in welchem Firdusi wohnte, sahen sie einen Todten heraustragen, dem viele Menschen weinend und weh-

klagend folgten. Auf die Frage: „Wen man dort begrabe?“ antwortete ein Landmann: „Habt Ihr noch nicht gehört vom Tode Firduſi's, des königlichen Sängers? Heute tragen wir ihn zu ſeiner letzten Ruheſtätte. — —“

Noch jetzt, nach mehr als achthundert Jahren, bewundert die Welt Firduſi's herrliche Geſänge, die unter dem Titel: „Schah Nameh,“ das iſt „Buch der Könige“ auf uns gekommen ſind.

Die Geſchichte vom Edelſtein.

Ein König war in Ehren alt geworden. Seine Regierung war ſo glücklich, daß ihm während der langen Dauer derſelben nie ein Unfall widerfuhr. Alles, was er gern hörte und ſah, das thaten die Leute mit Freuden; denn er war ein frommer, leutſeliger Herr, der ihnen Alles gewährte, was ſie nur immer mit Recht und Billigkeit verlangen konnten.

Der alte König starb, und, eingedenk seiner weisen Regierung, wählte das Volk seinen Sohn wieder zum Könige. Aber den Leuten ward ihr Vertrauen schlecht vergolten. Der junge König war stolz, und wenn er durch die Straßen zog, fiel es ihm nicht einmal ein, die freudigen Grüße des Volkes zu erwidern. Das verdroß Groß und Klein; und zuletzt wurde der Haß und die Verachtung gegen den aufgeblasenen König so groß, daß auch die Gassenbuben nicht mehr vor ihm aufstanden.

Der König, welcher den wahren Grund dieser Abneigung gar nicht ahnte, fragte einen weisen Mann, wie es doch käme, daß ihm sein Volk so recht abhold wäre. Der weise Mann antwortete: „Herr, es ist Euch bekannt, wie Euer Vater seinen Unterthanen sehr theuer war, während Euch Niemand gewogen ist. Euer Vater hatte aber einen Edelstein, der so hell leuchtete, daß man ihn sehr weithin sehen konnte. An dem Glanze des Steines lag es, daß man Euren Vater also ehrte. Denn, wo er ging, trug er den Stein an seinem Hute. Wolltet Ihr, o König, auch einen solchen Stein bei Euch führen, das Volk würde bald seine Verachtung in Liebe und Ehrfurcht gegen Euch verwandeln. Ja, der Stein ist noch viel besser,

als ich es sagen kann. Darum rathe ich, daß auch Ihr ihn traget. Wenn Ihr wollt, kann ich Euch denselben verschaffen."

„Gib schnell den Stein her!" rief der König. „Ich will seine Kraft prüfen. Ist sie so groß, wie du sagst, so werde ich den kostbaren Stein zu allen Zeiten tragen."

Der kluge Rathgeber nahm darauf einen edlen Rubin, und befestigte denselben an des Königs Hute, so daß er einen recht hellen, herzerfreuenden Schein gab. Darauf sprach er zum Könige: „Nun gebet Acht, ob ich die Wahrheit gesagt habe. Sowie Jemand den Stein an Euerem Hute sieht, wird er Euch die gebührende Ehrfurcht erzeigen."

Sogleich setzte sich der König zu Pferde, um die Straßen zu durchziehen, und des Steines Kraft zu erproben.

„Herr," rief ihm der Weise noch nach; „wenn Ihr so hoch zu Rosse sitzet, möchten die Leute des Steines nicht gewahren; deßhalb neiget Euch oft und tief, daß Alle seinen Glanz erblicken."

Der König befolgte genau den Rath, und wo er irgend Leute sah, da neigte er sein Haupt tief hernieder. Seine Unterthanen, welche glaubten, der

König begrüße sie so freundlich, riefen voll Jubel: „Habt ihr's gesehen? Gott hat unsres Königs Herz bekehrt, daß er uns leutselig ansah und grüßte, wie sein Vater!“ Zugleich zogen sie ihre Mützen, und verbeugten sich ehrfurchtsvoll, wie er vorüber ritt.

Nach einiger Zeit sprach der weise Mann zum Könige: „Wenn Ihr, Herr, dem Steine nur immer sein Recht geschehen laßt, so verliert er seine Wirksamkeit nie. Versäumet Ihr aber, darauf zu achten, so ist alle seine Kraft verloren.“

„So sage, was ist des Steines Recht?“

Da sprach der Alte: „daß Ihr immer der Höflichkeit und aller Ehren Euch befleißigt; daß Ihr Keinem Eurer Unterthanen je Euren Schutz und Eure Hülfe versaget; daß Ihr recht, und ohne Ansehen der Person richtet, und daß Ihr nicht unmäßige Lasten auf die Schultern Eures Volkes legt, denn es ist nicht blos zum Tragen auf der Welt. —“

So rieth der weise Mann dem Könige, und dieser befolgte den Rath so genau, daß er, hoch geehrt von den Seinen, nach vielen Jahren noch seine Krone trug.

Goldschmieds Töchterlein.

1.

Im Sommer 1215 widerhallten die festlich geschmückten Straßen der uralten Kaiserstadt Aachen von fröhlichem Jauchzen. Eine schwere, blutige Zeit war vorüber; Deutschland hatte wieder einen Kaiser und Herrn, unter dessen Regierung es von den Wunden zu genesen hoffen durfte, die ihm Philipp von Schwaben und Otto der Vierte, durch ihre zehn Jahre langen Kämpfe um des heiligen Römischen Reichs Kaiserkrone, geschlagen hatten. Und dieser Kaiser, Friedrich der Zweite aus dem edlen Hause der Hohenstaufen, wurde eben jetzt in Aachen feierlich gekrönt. Daher die Freude und der Friede in den Herzen der Menschen, die unter den hochgegiebelten Häusern hinwogten.

An einem Nachmittage in jener geräuschvollen Zeit saß im reichgetäfelten Prunkzimmer seines Hauses Meister Berchtold, der Goldschmied, am schweren Eichentische, von dem ein aus silbernen Schaustücken kunstreich zusammengesetzter, mit edlem Rheinwein gefüllter Pokal gar lustig blinkte. Von Zeit zu Zeit that der Meister einen kräftigen Zug aus dem Becher, und strich

behaglich den gewaltigen Bart, der in vollen Ringeln über sein schwarzsammtnes Feierwamms herabrollte. Dann blickte er wieder lange, wie in tiefen Gedanken, vor sich nieder, ohne des Lärms zu achten, der wild auf der Gasse sich rührte.

Endlich ließ er den letzten Rest des Weins langsam hinabgleiten und setzte den kostbaren Becher hellklingend nieder. Dann erhob er sich schnell, öffnete die Stubenthür und rief laut auf die Flur hinaus: „Nun, wie ist's, Elsbeth, immer noch nicht fertig?— Das ist ein Elend," setzte er, halb für sich, hinzu, „mit dem eitlen Dinge! Das ziert und putzt und nestelt stundenlang, und kömmt doch nimmer recht zu Stande."

Ehe der Alte noch seinen Sitz wieder erreicht hatte, trat Elsbeth herein, und die leichten Wolken, die etwa über des gestrengen Vaters Stirn ruhten, verzogen sich bald beim Anblick des rosigen, festlich geschmückten Kindes. Und in der That, man konnte nicht leicht ein schöneres Weib sehen, als Meister Berchtolds blühende, lebensheitere Tochter. Frisch und roth waren ihre Wangen, von keiner vornehmkranken Blässe angehaucht; hell und freudig blickten ihre großen, von hohen Brauen überwölbten Augen. Wer einmal in

einer ſtillen Mondnacht am Ufer des Meeres ſaß und ſah die Wogen blinken und wallen, der hat ein Bild von den goldigfeuchten Lockenwellen, die um Elsbeths Stirn und Nacken kunſtlos ſich ſchmiegten. Ihre vollen, kräftigmilden Formen wurden durch das knappe Scharlachmieder und den bauſchigen Sammtrock vortheilhaft gehoben. Die leichtgerundeten Arme waren von ſchneeigen Hemdärmeln nur leiſe verhüllt, während um die Knöchel koſtbare Goldreifen ſich ſchmiegten. Wer ſie ſo anſah, gab den Leuten wol recht, welche die Goldſchmiedsdirne immer nur unter dem Namen der „ſchönen Elsbeth“ kannten, und er zweifelte nicht länger, wenn er dann erzählen hörte, wie ſchon ſo mancher Freier ſich von ihr einen Korb geholt, und wie ſelbſt hier und da ein ſtattlicher Junker und edler Herr es nicht verſchmäht, ſich, unbeſchadet des ahnenreichen Stammbaums, nach der ſchönen Tochter und dem reichen Vater zu erkundigen.

Ja, nur den „reichen Goldſchmied“ nannte ihn alle Welt, und wenn er, als wohlbeſtallter, ehrenfeſter Rathsherr, die ſteinerne Treppe des alten Rathhauſes langſam hinanſtieg, oder im Kreiſe ſeiner Zunftgenoſſen beim Vogelſchießen oder ſonſtigen Gelage erſchien, da konnte man bald gewahr werden, welche

hohe Meinung Alle von ihm hatten. Fast ehrerbietig standen sie vor ihm auf, und wenn er einmal etwas behauptete, so sagten selbst die Gelehrtesten mit beifälligem Schmunzeln: „Ja wohl, ja wohl, wertbester Meister, Ihr habt ganz Recht, vollkommen Recht!“

Eine Weile ruhten des Vaters Blicke mit zufriedenem Lächeln auf dem schönen Kinde, zumal als Elsbeth freundlich schmeichelnd ihn anredete: „Nicht böse, Väterchen! Hattet Ihr doch befohlen, ich solle mich ein bischen besser wie gewöhnlich anziehen, und da geht's denn doch nicht so im Handumkehren.“

Aber Meister Berchtold, der gern für einen ernsthaften, tiefdenkenden Mann gelten mogte, zwang sein Gesicht zu düstern Falten, und entgegnete in einem Tone, der etwas barsch klingen sollte:

„Lassen wir das Geschwätz! Es ist nun Zeit, hinauszugehen zu dem Feste, das kaiserliche Majestät ihrem Volke bereitet. Man darf nicht sagen, daß der alte Berchtold sich geflissentlich davon zurückziehe, gleich als dürfe er nicht dreist erscheinen vor seinem Herrn, oder im Kreise seiner Mitbürger. — Und Eins laß dir noch gesagt sein: Der Wendel wird uns begleiten; darum sei freundlich gegen ihn, und begegne ihm nicht in deiner gewohnten schnippischen Art. Er ist mein

beſter Geſell und mir werth vor Allen. Und die albernen Gedanken an den Sänger aus Straßburg laß dir nur vergehen. Sollte ich einmal der Meinung ſein, mein einziges Kind zu verſchenken, ſo würde es nur ein wackerer Goldſchmied heimführen."

Damit bedeutete er ſie, ihm zu folgen. Verſtohlen trocknete ſich Elsbeth eine Thräne von der Wange und ging mit dem Vater vor's Thor hinaus zur grünen Wieſe. Unter der Hausthür geſellte ſich der Wendel ſchweigſam und ernſt zu ihnen.

Der Meiſter Berchtold hatte ihn nicht mit Unrecht ſo geprieſen. Er war ein tüchtiger Künſtler, wie der Alte noch keinen in ſeiner Werkſtatt gehabt. Wurden ſchwierige Arbeiten, Geräthe, Ketten, Diademe beſtellt, Sachen, die er keinem ſeiner Leute anzuvertrauen wagte, ſo durfte er nur den Wendel rufen. Der entwarf Zeichnungen und Modelle, ſo wunderbar ſchön, ſo neu und ſeltſam, daß dem alten Mann oft ein Staunen ankam. Deßhalb hielt er aber auch den kunſtreichen Geſellen wie ſeinen Sohn, und nicht wie einen Fremden. Ja, wenn er oft ſo ganz allein ſaß, und an die Zukunft dachte, da ſtellte er ſich's gar nicht anders vor, der Wendel müſſe einmal ſein Eidam werden.

Elsbeth war im Stillen viel anderer Meinung. Sie glaubte, Einer könne der größte Künstler sein, und doch darum eines jungen Mädchens Herz eisigkalt lassen. Und nun gar der Wendel, der immer wie menschenscheu umherwandelte, und mit seinen tiefdunkeln Augen vor sich niedersah, der kam ihr ganz unheimlich und grauenhaft vor. Wie ernstlich der Vater es ihr auch befahl, sie konnte unmöglich freundlich gegen ihn sein. Der Sänger, den Meister Berchtold so verachtete, kam ihr unendlich liebenswürdiger vor. Wenn sie in seine frommen Augen schaute, war es ihr so traut, so friedlich ums Herz, als hätte sie den Jüngling, wer weiß wie lange, gekannt. Und doch war der sangeskundige Meister Gottfried von Straßburg erst mit dem Hofhalt des Kaisers hier angekommen, und die Jungfrau hatte ihn nur ein paar Mal gesehen. Aber daß sie ihm gut war, so recht von Herzen gut, das wußte sie im ersten Augenblicke, da er ihr entgegentrat, und tief in ihrem Innern regte sich's wie leise Hoffnung, daß auch er in heimlichstiller Stunde ihrer gedenke.

Vor dem Mastrichter Thore, wo sanft ansteigende, waldbedeckte Hügelreihen die weiten blumigen Auen bekränzen, war ein weiter Platz zu Turnier und

Ritterspiel hergerichtet. Rings um denselben zogen sich Zelte und Lauben, in denen man vor der Sonnenhitze Schutz fand, und sich an Wein und anderm Getränke, das dort unentgeltlich gereicht wurde, die staubigen Kehlen erlaben konnte. Des Morgens tummelten hier die Ritter ihre Rosse, und kämpften mächtig mit Lanze und Schwert. Sobald aber die Sonne sich ihrer westlichen Heimat zuneigte, verstummte der Waffenlärm, und lustige Sänger und Spielleute ließen von allen Enden ihre Lieder ertönen. Zu ihnen sammelten sich dann die Bürger von Aachen mit ihren Frauen und Töchtern, und horchten bei Wein und frohem Mahle den hellen Klängen der fernen Meister. Oft röthete der neue Morgen schon die Spitzen der Waldberge, ehe sich die Menge aus den hunterleuchteten Zelten verlief.

Zu solcher Lust kam nun heute auch Meister Berchtold mit seinem Töchterlein und mit dem Wendel. Seine treue Hausfrau aber war nicht bei ihm; die ruhte schon seit manchem Jahre auf dem Friedhofe unter der alten Linde.

Man konnte auch hier leicht sehen, in welchem Ansehen er bei seinen Mitbürgern stand; denn Alle wichen ihm grüßend und ehrerbietig aus, während er

nur zuweilen nachläſſig an ſein Sammtbaret faßte. Selbſt mancher der ſtattlichſten Ritter nickte dem weitberühmten Meiſter im Vorbeigehen freundlich zu.

Dieſer hatte bald in einem der bunten Zelte ein trautes Plätzchen gefunden, wo er ſich mit Elsbeth und Wendel zu einem kräftigen Trunke ſetzen konnte. Das edle Naß machte bald die Zungen der Männer gelenk, und mancherlei alte Geſchichten kamen zu Tage. Meiſter Berchtold erzählte viel von ſeinen Reiſen, auf denen er bis ins ſchöne Land Italien gekommen war, und von den herrlichen Städten mit ihren hohen Domen, die ſich dort unter ewigblauem Himmel erheben. Wendel wußte auch des Schönen viel zu berichten, doch bezogen ſich ſeine Erzählungen mehr auf die weiſen Meiſter ſeiner edlen Kunſt und ihre weitgeprieſenen Werke.

Während ſich die Beiden ſo immer tiefer in ihre bunten Geſchichten hineinredeten, und auch nicht vergaßen, zwiſchendurch des kühligen Weins preiſend zu gedenken, geſellte ſich Elsbeth zu einem Kreiſe von Freundinnen, die nicht fern von Meiſter Berchtolds Sitze den Geſängen der Spielleute andächtig lauſchten. Manch heitres Minnelied hörte Elsbeth erklingen, manch ernſte Kunde der Vorzeit; aber alle zogen

unbeachtet an ihr vorüber, und waren verklungen und vergessen, wie der Wind, der sie trug, verwehte. Nur ein seltsam unheimliches Lied, das Meister Gottfried von Straßburg gesungen, konnte sie nicht vergessen, durch all die hellen Weisen der Andern, durch all den wilden Lärm der trunkenen Zecher tönte es leise, leise hindurch; tönte bis zu den tiefsten Gründen ihres Herzens. Und als es mälig stiller und stiller auf der Aue wurde, als die goldenen Sterne ihre nächtliche Fahrt längst begonnen hatten, lag es ihr, wie sie gedankenvoll am Arme ihrer Freundinnen dahinwandelte, immer noch im Sinn, und leise summte sie die klagenden Töne und Worte des Liedes nach:

„Ruhelos über die Erde
Wandelt ein Hirte.
Nimmer ein Schaf sich verirrte
Von seiner Heerde.

„Zählt bei des Morgenroths Scheinen,
Wenn von den dunkeln
Höhen die Sterne noch funkeln,
Alle die Seinen.

„Führt sie auf wechselnden Bahnen
Mild, bis am Abend
Glocken, die Treuen erlabend,
Rufen und mahnen.

„Will ihm ein Schäflein ermüden,
Legt er's auf kühle,
Raſige Kiſſen und Pfühle,
Deckt es mit Blüten.

„Da ſinkt's in lindernden Schlummer,
Ruhe und Frieden
Sind nun dem Armen beſchieden,
Fern allem Kummer.

„Weiter dann ziehen die Andern,
Bis daß ſie Alle
Einſt in der duftigen Halle
Ruhen vom Wandern.

„Willſt du den Hirten erkunden?
Sieh dort ihn ſchreiten;
Dein Bett will heut er bereiten
Einſam da unten! —“

Weitab waren die Mädchen von den Gezelten, und nah und näher ſchon winkten die tiefdunkeln Schatten der Berge, welche ſich in abenteuerlichen Geſtalten über die Ebene hinzogen. Schwarzes Gewölk ſtrich an der Mondſcheibe langſam vorüber, und verſenkte auf Augenblicke Alles in tiefe Dunkelheit. Aengſtlich ſchauten ſich die Mädchen um; ſie hatten ſich unbemerkt und ohne ihren Willen ſo weit entfernt, und

wandten sich jetzt eiligst zur Umkehr. In dem Augenblicke trat aus dem Gebüsche ein hoher, ganz gerüsteter Mann hervor, ergriff Elsbeth mit mächtigen Armen, und trug sie schnell durch die Nacht davon. Schreiend stoben die Mädchen auseinander, doch Niemand hörte ihr Rufen, denn sie waren in einer ganz abgelegenen Bergschlucht. Doch kaum war der Räuber einige Schritte weit mit seiner schönen Last, als ein gewaltiger Schwerthieb über sein Haupt fuhr, daß sein Helm weithin ertönte und er bewußtlos zu Boden sank. Schnell trat ein Jüngling aus dem Gehäge, dessen entblößtes, im Mondlichte funkelndes Schwert zeigte, daß er den rettenden Hieb geführt hatte, hob die ohnmächtige Elsbeth in seine Arme, und trug sie zu dem Zelte, wo Meister Berchtold und Wendel mit hochgerötheten Gesichtern noch immer im eifrigen Gespräche saßen. Die vielen Ampeln warfen grelle Lichter auf den eintretenden Jüngling, und ließen in ihm den Meister Gottfried, den Sänger von Straßburg, erkennen. Er legte seine Gerettete sanft in einen weichen Polstersessel, wo sie sich, da Alles mögliche zu ihrer Wiederbelebung angewendet wurde, bald erholte.

Meister Berchtold wußte in der ersten Verwirrung

nicht recht, was er thun und sagen sollte, zumal da der Weindunst sich nicht so gleich verziehen wollte. Endlich faßte er sich aber doch, so gut oder übel es ging, trat vor den Sänger hin und sprach: „Ihr habt mir mein einziges Kind, das verloren war, wieder gegeben. Ihr seid mir daher, mein werther Meister, nach ihm, der Nächste auf Erden. Betrachtet mich denn als Euren Vater, und verlasset mich nie mehr.—“

Was sollen wir noch weiter erzählen, wie Meister Gottfried mit Freuden einwilligte; wie Elsbeths Liebe und die seinige immer heller aufloderte; wie der alte Berchtold seinen Vorsatz, seine Tochter nur einem Goldschmiede zu geben, nach und nach vergaß; wie bald darauf Elsbeths und Gottfrieds Hochzeit aufs Stattlichste hergerichtet wurde; wie der Wendel, der wol nie ernstlich an Elsbeth gedacht hatte, sich in seiner Werkstatt bald genug über den Verlust tröstete! Es kam eben, wie es kommen mußte.

Einige Zeit nach der Trauung zog Meister Gottfried mit seiner jungen Frau nach Straßburg, in dessen Nähe er ein eignes Haus besaß. Dem alten Berchtold wurde die Trennung von seinem Kinde recht schwer, aber zuletzt willigte er doch ein, da er selbst glaubte, daß Elsbeth dort vor Nachstellungen wol

sicherer wäre. Zudem versprach Gottfried, oft genug auf seinen Sängerfahrten bei dem Schwiegervater einzusprechen, und von Elsbeth Kunde zu bringen.

2.

Es war drei Jahre später, wieder an einem Sommerabend. Die untergehende Sonne warf ihre letzten glühenden Stralen in den Spiegel des Rheins, und übergoß die kleinen, leichtgekräuselten Wellen mit Purpur und Gold. Von Zeit zu Zeit fuhr eine einsame Schwalbe schrillend über das Wasser hin, und tauchte die erhitzten Schwingen in die kühligen Wogen. Am Ufer zogen emsige Feuerkäfer ihre leuchtenden Bahnen, oft wie winzige Sterne zwischen den dunkeln Gebüschen schwimmend. Ein erquickender Wind flüsterte leise in den Zweigen der Bäume, die hier und dort über das Ufer hinabhingen. Dazwischen tönten und rauschten die Fluten des alten, tiefen Rheins, die schäumend und wild an die moosigen Ufer schlugen.

Unter einer duftenden Weinlaube saßen Meister Gottfried und Elsbeth, und schauten gedankenvoll in die feuchte Tiefe, in der die Spitzen der Berge, von letzter Abendglut umflossen, blinkten und spiegelten. Die beiden redeten vielerlei von vergangenen Zeiten, und manche alte Erinnerung wurde wach. Auch von

Aachen, von der Kaiserkrönung, vom alten Meister Berchtold sprachen sie. Wundersame, wehmüthige Gedanken zogen an Elsbeths Seele vorüber, sie nahm die am Boden liegende Laute, griff einige klagende Akkorde, und sang dann leise in die würzige Abendluft hinaus:

„Willst du den Hirten erkunden?
Sieh dort ihn schreiten; —
Dein Bett will heut er bereiten
Einsam da unten."

— „Diesesmal spiel ich den Hirten Tod!" rief eine dunkle, heisere Stimme dicht hinter ihnen. In demselben Augenblicke fiel ein gewaltiger Schwertschlag über des Sängers unbewehrte Stirn, daß er mit einem Schrei leblos zu Boden sank. Zwei Männer ergriffen die zum Tode erschreckte Elsbeth, hoben sie eiligst auf ein Pferd, das der Eine aus dem Gebüsche zog, schwangen sich selbst auf zwei andere, ebenfalls bereit stehende Rosse, und jagten mit ihrer Beute davon. Der Eine sagte darauf mit rauhem Tone zu Elsbeth: „Merke dir das, dem Ritter von Rodenberg entgeht man nur einmal. Vor drei Jahren in Aachen mußte ich dich fahren lassen; heute bist du mir gewiß!"

Damals hatte der Ritter, wegen der Anwesenheit des Kaisers, keine weitere Nachstellungen gewagt; sein Opfer aber fortwährend im Auge behalten. Jetzt glaubte er den Zeitpunkt günstig, und der Erfolg bewies, daß er richtig gerechnet hatte.

In jenen trüben, gesetzlosen Zeiten waren solche Thaten der Gewalt nicht selten, und Keinem fiel es ein, zu fragen, woher der mächtige Herr von Rodenberg mit dem schönen traurigen Weibe komme, oder wohin er sie führe. Ungestört und unangefochten trabte er über Berg und Thal, nur selten der unglückseligen Elsbeth eine Stunde Ruhe gönnend. Diese war die erste Zeit wie von starrer Betäubung umfangen; willenlos folgte sie ihrem Räuber, ohne nach dem Zweck und Ziele der traurigen Fahrt zu fragen. Erst nach und nach ward ihr Schmerz milder; heiße Thränen rollten über ihre Wangen, und sie fand Worte der Klage und des Kummers. Aber den Herrn von Rodenberg rührte das nicht. Er blickte ihre Qual mit gleichgültigen Augen an, in denen nur das Feuer wilder Leidenschaft, unheimlich wie fernes Wetterleuchten, glühte. Fragte Elsbeth ja einmal, wohin man sie treibe, so antwortete er: „Ins Brautbett, du Schöne, du Bleiche, ins Brautbett und in meine

Arme!“ Forschte sie nach dem Schicksale ihres Mannes, so sang er mit grimmigem Spotte:

„Hirte hat bald ihn gefunden,
Hat für den Müden
Bettchen bereitet von Blüten
Stille dort unten! —“

Da rannen Elsbeths Thränen heißer, bitterer als zuvor. Sie that ihren Mund zu keiner Frage mehr auf.

An einem schwülen Nachmittage nahm die Drei nach langer, beschwerlicher Reise ein freundliches Thal auf, über welches hohe Gebirge ihre mächtigen, mit Eis bedeckten Häupter blinkend erhoben. Von einem vorspringenden Felskegel lugten die Zinnen einer Burg hernieder, zu der nur ein schmaler, sich mühsam emporwindender Klippenpfad hinaufführte. Ritter Rodenberg und der Knappe machten im Thale unter einer breitastigen Linde Halt, sich an Wein und Speise zu erquicken. Nachdem der erste Hunger gestillt war, nahm der Ritter das Wort:

„Siehst du, mein schmuckes Weibchen, dort oben die Zinnen winken und leuchten? Das ist des Rodenbergers gewaltiges Schloß, fernhin gekannt und gefürchtet. Da wird künftig dein Aufenthalt sein; da

werde ich deiner Liebe genießen, gutwillig oder gezwungen — das ist mir gleich."

Damit zog er die eingeschüchterte Elsbeth mit mächtigen Armen an sich, und drückte, trotz ihres Sträubens, glühende Küsse auf ihre vor Scham und Zorn erbebenden Lippen.

„Siehst du, mein bleiches Herz," fügte er grinsend hinzu, „der Anfang zum Lieben ist glücklich gemacht, das Andere wird sich schon auch finden. Glaube mir, es gleicht und beruhigt die Zeit so manches, warum nicht auch die Trauer eines empfindsamen Weibchens?"

Es läßt sich nicht mit Worten sagen, was Alles in Elsbeths reiner Seele sich regte und auf und nieder wogte, bei des rohen Mannes Worten und Liebkosungen. Das Gemüth eines keuschen Weibes gleicht blankgeschliffenem Stahle; die geringste Berührung, ja der leiseste Hauch trübt und verdunkelt seinen hellen Spiegel, und es währt lange, ehe die Nebel sich verziehen und die ursprüngliche Klarheit wiederkehrt.

Noch einmal hob der Ritter den funkelnden Pokal, und der letzte Rest des Weins glitt über seine immer durstenden Lippen. Dann langte er sein Hifthorn von der Seite und stieß hinein zu so gewaltigen Klängen, daß alle Bergspitzen ringsum widerhallten. Gleich

darauf antwortete ein anderes Horn aus dem Felsenschlosse. Die Thore desselben thaten sich auf, und bald klomm eine Menge von Dienern und Knappen den jähen Pfad herab, ihren gestrengen Herrn zu empfangen. Als sie in der Ebene angelangt waren, erklangen ihre Hörner in vielfachverschlungenen heitern Liederweisen. Ein leises Lächeln fuhr augenblicklich über die schroffen, theilnahmlosen Züge des Rodenbergers, doch gleich wieder von dem vorigen wilden Trotze verdrängt.

In wenigen barschen Worten gab er Befehl, für Elsbeth eine Tragbahre zu bereiten. Schweigend gehorchten die Leute, schweigend setzte sich der Zug langsam die steile Höhe hinan, in Bewegung. Höher und höher stiegen Leute und Rosse, stumm und still, wie ein Leichenzug, bis endlich Alles hinter den sich schließenden Pforten des Bergschlosses verschwand. — —

Lange, qualvoll lange Wochen hindurch war Elsbeth von schwerer Krankheit ans Schmerzenslager geheftet. Finstere Traumgebilde umlagerten das Bett der Armen, die in wilden Fiebergluten schmachtete. Des Rodenbergers unheilverkündende Gestalt wich selten von ihr; oft ächzte sie laut, wenn der Traum sie nach Aachen oder an den Rhein führte, und sie sich

von den Fäuſten des Ritters umſchlungen wähnte. Glühende Tropfen perlten dann von ihrer Stirn, und wogend und röchelnd hob ſich ihre beengte Bruſt. Aber auch heitere, erquickende Bilder zogen zuweilen an ihr vorüber. Sie ſah ſich, an der Seite ihres Gatten, im tanzenden Kahne, den mondbeleuchteten Rhein herabfahren; hörte die Saiten ſeiner Laute lockend und leiſe erklingen; fühlte ſeine liebeſüßen Küſſe auf ihrer bleichen Wange erglühen. Fern und ſtille, warnenden, ſchützenden Geiſtern gleich, zogen dann auch wol Meiſter Berchtold und der dunkle Wendel dahin. Aber das währte nie lange. Drohend und grauenvoll ragte immer des Rodenbergers Schatten in die ſonnigwarmen Auen, und ängſtlich flohen vor ihm die tröſtenden Gebilde.

Endlich, endlich drang neues, kräftiges Leben ihr durch Mark und Adern; der Nebel, der auf ihrem Geiſte gelaſtet, verwehte; des Fiebers böſe Gewalten wichen ſcheu zurück; Elsbeth wurde ſich ihrer Lage, ihres Schmerzes wieder bewußt.

Trauriges Erwachen! —

Die ganze Schwere ihres eiſernen Geſchickes machte es der Armen mit fürchterlicher Beſtimmtheit klar. Sonſt hatte ſie doch auf Augenblicke ihres Kummers

vergessen können, und jetzt — wie von nächtlichen Gespenstern gejagt, fand sie keine Ruhe, keinen Frieden mehr. Deßhalb kehrte auch das Roth ihrer Wangen nicht zurück; bleich blieben ihre Lippen, matt und glanzlos ihre Augen. Als hätte sie schon im Grabe gelegen, tief und kalt, — so war sie anzusehen, und so blieb sie, wie auch die Tage kamen und gingen, wie die Blätter sproßten und sanken.

Da wandelte sich des Ritters wirres Gelüste in kalten Grimm. Denn nur wahre, reine Liebesglut erlischt nicht mit dem Welken der duftenden Rosenblüte; sie hört nicht auf, so lange das Menschenherz pocht und ringt. Und auch mit dem Tode verrinnt sie nicht; sie pilgert zu dem Hügel, wo das stille Herz ausruhet von all seiner Lust und Qual. Aber wo nur eitle, selbstische Lust wohnt, da vergeht sie bald, oft schneller als sie kam.

Wo die niedrigsten Mägde saßen, da war fortan für Elsbeth Platz, und keine Arbeit fand sich zu schwer, zu verächtlich, die man dem unglückseligen Weibe nicht aufgeladen hätte. Und suchte sie am Abend Ruhe und Erquickung, so fand sie ein kaltes, ärmliches Strohlager, das sie noch mit der schmutzigsten Viehmagd theilen mußte. —

Der Ritter, der oft Monate lang von seiner Burg abwesend war, bekümmerte sich fast gar nicht mehr um Elsbeth, und das war ihr noch der einzige Trost in ihrem Elende.

Fast jedesmal, wenn der Ritter von seinen Zügen heimkehrte, waren in seinem Gefolge unbekannte, oft mit schweren Fesseln beladene Leute, die nicht mit ihm ausgezogen waren. Sobald sie das Schloß betraten, sah Elsbeth ihre Spur verschwinden, und nie erfuhr sie wieder etwas von ihnen. Einmal fragte sie die Beschließerin, eine alte, gutmüthige Frau, von der sie oft Beweise innigen Mitleids empfangen hatte, wo doch wol diese Leute blieben?

„Arme Frau," antwortete diese, „sähst du den Aufenthaltsort dieser Unglücklichen, welche meist Kaufleute sind, die unser Herr auf ihren Fahrten gefangen nahm und ausplünderte, du würdest blutige Thränen weinen."

Dann erzählte sie von dem finstern Kerker, in welchem die Armen, die nicht etwa von dem Ritter bei Nacht und Nebel umgebracht würden, schmachten müßten, oft viele, schwere Jahre lang, bis endlich der Tod käme, sie zu erlösen. Wie glühende Nadeln

drang jedes Wort in Elsbeths Seele. Sie ruhte nicht mit Bitten und Schmeicheln, bis die Alte ihr versprochen, sie einmal zu dem Orte der Qual und des Hungers hinzuführen. „Aber nur hineinschauen können wir. Der Schlüssel ist in unsers gestrengen Herrn eignen Händen, der keiner Menschenseele ihn anvertraut.“

An einem Tage, als der Ritter wieder abwesend war, traten sie ihren Weg an. Erst als die Dämmerung sich über die Erde gelegt hatte, durften sie es wagen, denn feiler Verräther gab es genug. Von dem Hauptportale des Schlosses lief ein langer, auf Säulen von rothem Sandstein ruhender Bogengang aus, welcher die alte, halbverwitterte Kapelle mit der Burg verband. Auf Vorsprüngen, welche an den einzelnen Säulen ausgehauen waren, standen alte, ganz roh gearbeitete Heiligenbilder, und blickten starr und grauenhaft auf den feuchten Boden der Halle nieder. Dieser war überall mit Moos und Gesträuch, welches auch hier und da aus den Fugen der gewölbten Decke herabhing, überwuchert, so daß man wol sah, wie wenig der Weg zu dem verfallenen Gotteshause betreten wurde. Durch diesen Gang schlichen vorsichtig und leise die Beiden, oft stillstehend und

horchend, ob man sie auch verfolge. Dicht neben dem Eingange zur Kirche kamen sie an eine steinerne, von einer tiefen Nische überwölbte Treppe, die in den Boden hinabführte. Früher hatte Elsbeth wol einmal gefragt, wohin die Stufen gingen, aber man hatte ihr nur immer geantwortet, die Stiege sei längst nicht mehr gangbar, und Niemand wisse, wohin sie einst geführt hätte. Bei dieser Treppe stand die Beschließerin still, und räumte, nachdem sie sich vorsichtig überall umgeschaut, das Geröll, womit der Eingang absichtlich überdeckt war, leise und stillschweigend hinweg. Darauf blickte sie wieder nach allen Seiten umher, und erst, als sie sich überzeugt hatte, daß Alles ruhig blieb, schritt sie die moosigen Stufen hinab, und winkte der Elsbeth, zu folgen. Erst als sie ziemlich tief hinabgekommen waren, zündete die Alte eine kleine Lampe an, welche trüb und bleich in diesem feuchten Dunstkreise flackerte. Nun gings rascher abwärts. Bald endete die Treppe in einem niedrigen kellerartigen Gewölbe, in dem man nur tiefgebückt vorankommen konnte. Am Ende der Wölbung, worin schwere, moderhafte Luft webte, fanden sie eine hohe, eisenbeschlagene Thür, an welcher schwere eiserne Hangschlösser niederhingen.

„Hier stehen wir am Eingange des Schloßgefängnisses," sagte die alte Schließerin, auf die Thür deutend; „wollt Ihr einen Blick hineinthun, so kommt ein wenig links, hierher; aber macht schnell, denn die Zeit läuft ab, und man wird uns bald vermissen."

Zugleich zog sie ihre Begleiterin seitwärts, und hielt ihre Ampel vor ein kleines, viereckiges Mauerloch. „Dadurch," sagte sie, „werden die Gefangenen gespeist, und es ist zugleich das Luftloch; das einzige für die Bewohner dieses Jammerhauses."

Nur einen kleinen Theil des Gefängnisses, aus dem widriger Leichenduft ihr entgegenquell, vermogte Elsbeth beim ungewissen Scheine der Lampe zu überschauen; und doch erblickte sie des Furchtbaren, Jammervollen viel. Mehre in modernde Lumpen gehüllte menschliche Gestalten wälzten sich auf dem feuchten Steinboden umher, oder saßen starr und regungslos da, wie Mumien. Hunger und Elend hatten ihre furchtbar leserlichen Züge auf die Gesichter dieser Unglücklichen geschrieben. Besonders ein Mann gewährte das Bild des tiefsten, bodenlosesten Jammers. Er mogte lange Zeit hier gehauset haben, denn fahl, bleifarben, eingefallen waren seine Wangen. Spärliche, schneeweiße Locken hingen wirr über Schultern und

Nacken herab. Auf seiner Stirn lastete es schwer und dunkel, gleich Wolken des Wahnsinns. Wild und rastlos rollten seine von greisen Brauen bedeckten Augen in den tiefen Hölen, und doch schien er seine Leidensgefährten nicht zu gewahren. Oft fuhr er mit den dürren Händen, an denen die Nägel wie scharfe Klauen gewachsen waren, in die Höhe, wildes Gelächter dazu ausstoßend. Halb verwesete Leichname und Todtengerippe, unter denen sich im Hintergrunde einige Gestalten undeutlich, schattenhaft bewegten, lagen in dem ganzen, furchtbaren Raume zerstreut.

Den Eindruck zu beschreiben, den dieser grauenvolle Anblick auf Elsbeths weiches Gemüth hervorbrachte, das vermag unsre Feder nicht. Ihrer selbst kaum bewußt, wankte sie hinter ihrer Führerin die Treppe wieder hinan. Sie hörte kaum, wie die Alte sie warnte, stumm zu sein wie das Grab, wolle sie nicht den Aufenthalt da unten theilen. Es war aber auch nicht nöthig; denn wie hätte sie Worte finden mögen, von dem, was sie gesehen, zu erzählen?

Sobald die Magd das Wehen frischer Luft fühlte, löschte sie ihre Lampe aus und tappte, Elsbeth bei der Hand fassend, die letzten Stufen der Treppe im Dunkeln hinan. Darauf bedeckte sie den Eingang

wieder, so gut sie konnte, und schlüpfte mit ihrer Begleiterin leise und ungesehen durch die Säulenhalle in die Burg zurück.

Elsbeth bekam, ihren Hunger zu stillen, alle Tage nur ein wenig Brod und mageres Gemüse; aber von jetzt an theilte sie, so oft es sich ungesehen thun ließ, ihre Mahlzeiten und trug, mit Hülfe der Beschließerin, Alles, was sie sich abdarbte, den Gefangenen zu.

Aber nicht lange konnte ihr Treiben verborgen bleiben. Als die letzten Rosen welkten, trug man die greise Beschließerin zu Grabe, und eine junge, freche Dirne bekam die Stelle der Alten. Von nun an mußte Elsbeth allein ihre dunkeln Wege gehen, und wie vorsichtig sie auch alles einzurichten meinte, ihre nächtlichen Almosen blieben nicht länger ein Geheimniß. Man flüsterte und steckte die Köpfe zusammen; es fiel hier ein Wort und da eins, — kurz es trieb und regte sich so lange, bis die Sache dem Herrn von Rodenberg selbst zu Ohren kam. Der ließ einmal die Elsbeth zu sich rufen und sagte mit höhnischem Tone: „Ich hätte mir's wol denken können, daß du dich mit den Alten da unten gelegentlich befreunden würdest; auch habe ich im Grunde gar nichts

dagegen. Nur, daß Alles so ohne mein Wissen zugegangen ist, das verdient Strafe, und ich werde mich wol einmal daran erinnern, daß noch Niemand ungeahndet dem Befehle des Rodenbergers entgegen handelte."

Indeß legte man Elsbeths frommem Beginnen weiter kein Hinderniß in den Weg; ja als sie einmal die alte Treppe hinabsteigen wollte, fand sie den Schutt, der früher den Eingang versperrt hatte, ganz weggeräumt. Elsbeth glaubte daher, der starre Muth des Ritters sei gebrochen, und sie trug den Gefangenen jetzt noch eifriger, als sonst, Brod und Gemüse zu.

Einst, in den Tagen des Frühlings, sprach man im Schlosse davon, der Ritter wolle einmal wieder einen Streifzug unternehmen. Und weiter als gewöhnlich, hieß es, sollte die Fahrt gehen. Auch wurden wirklich großartigere Zurüstungen als sonst gemacht, selbst eine Menge neuer Knappen und Reisigen in Dienst genommen, Waffen und Rüstungen angefertigt, und Rosse und Saumthiere von allen Enden herbeigeschafft.

Als endlich Alles bereit war, sprengte der Herr von Rodenberg eines Morgens früh, an der Spitze von dreißig wohlbewehrten Knappen, den steilen Schloßberg hinab. Lange blinkten unten im Thale ihre

Hellebarten und Schilde im Strale der aufgehenden Sonne. Aber kleiner, undeutlicher wurden bald die Gestalten, matter das Leuchten der Waffen. Endlich waren sie nur noch wie ein Nebel anzusehen, der fern über einem See auf und nieder wogt. Des Morgens frischer Wind fährt dazwischen, und der Nebel ist verschwunden.

Einförmiger, aber auch ruhiger vergingen jetzt die Tage auf der Burg. Es war, als wenn nach einem schwülen, düstern Gewitternachmittage ein friedlicher Mondscheinabend auf die Erde herabsinkt; da wird es ruhig in der Natur, ruhig in den Herzen der Menschen.

Die goldenen Weizenhalme nickten schwer und müde der Sichel entgegen, als der Rodenberger mit seinen Mannen zurückkehrte.

Diesesmal brachte er nur einen Gefangenen mit, aber dieser Eine war — Elsbeths Vater. Unter einem falschen Namen hatte ihn der Ritter auf ein Schloß in der Nähe von Aachen, das einem seiner Freunde gehörte, mit dem Vorgeben, von ihm Diamanten und verschiedene goldene Gefäße kaufen zu wollen, entbieten lassen. Der Alte begab sich arglos mit seinen besten Kostbarkeiten dahin, nur von einem

Diener begleitet. Auf dem Schlosse aber ward er des Betrugs bald genug inne. Denn kaum war er eingetreten, als man ihm seine Waaren mit Gewalt abnahm, ihn selbst aber mit seinem Begleiter in engen Gewahrsam brachte. Nach einigen Tagen brach der Rodenberger auf und nahm den Meister Berchtold mit sich; der Knecht blieb auf dem Schlosse gefangen.

Gleich nach seiner Heimkehr ließ der Ritter Elsbeth rufen und sprach, auf den mit Ketten beladenen Greis deutend, mit fürchterlicher Kälte:

„Ich bin dir noch die Strafe für deinen Vorwitz schuldig. Dieser Graukopf, dein Vater, wandert jetzt zu den andern Gästen da unten. Trag ihm alle Tage ein Stück schwarzes Brod und einen Trunk Wasser hinab; das — sei deine Strafe. Ist sie nicht passend gewählt?“ — — — —

Nach einer langen Pause sagte Elsbeth mit leisem, aber festem Tone: „Gestrenger Herr, einst als die Leute mich noch hübsch fanden, schienet Ihr Gefallen an meiner Gestalt zu finden. Jahre sind seitdem vergangen, und mein Gesicht wurde blaß, meine Augen trübe. Aber ich glaube, wenn ich mich eine Zeit lang recht pflegen und ruhen könnte, die Rosen blühten wol noch einmal auf. Versucht's einmal, Herr Ritter,

und Alles, was ein Weib der Lust des Mannes bieten kann — sei Euer! Nur gebet meinen Vater, meinen armen Vater frei! — —"

Von der Zeit an bekam Elsbeth Fleisch zu essen und süßen Wein zu trinken. Seinen Leuten befahl der Ritter, sie wie seine — Geliebte zu ehren.

Der alte Meister Berchtold aber durfte frei von dannen ziehen und sich ein Stück Brod vor mitleidiger Menschen Thüren suchen. Als er einmal nach Aachen kam, fand er in seiner Werkstatt einen wildfremden Meister, der ihm ein Schreiben, vom Rodenberger untersiegelt und unterkreuzt, vorzeigte, welches die Drohung enthielt: sein Leben sei augenblicklich verfallen, wofern er den geringsten Schritt zur Wiedererlangung seines ehemaligen Vermögens thun würde. Ueberall sei er von des Ritters Trabanten bewacht und umstellt.

3.

Als Meister Gottfried von Straßburg an jenem Abend unter dem Schwerthiebe des Rodenbergers zur Erde sank, fanden ihn bald nachher einige Fischer blutig am Ufer des Rheins liegen. Sie hoben ihn auf, und da sie bemerkten, daß er noch leise athme, so verbanden sie ihn, so gut es eben gehen wollte.

Dann legten sie ihn behutsam in einen Nachen und fuhren den Rhein hinab bis an des Sängers Wohnung, die dicht am Ufer gelegen war. Hier zeigte es sich, daß der Hieb flach gefallen und keineswegs tödtlich war. Bei sorgfältiger Pflege genas der Meister auch nach einiger Zeit völlig. Aber er wäre lieber nicht mehr erwacht zum Leben, denn ohne Elsbeth hatte das Dasein keine Bedeutung, keinen Werth für ihn. Nur der Gedanke, Alles an ihre Befreiung zu wagen, machte ihm sein finsteres Geschick erträglich. Sobald er sich nur etwas gekräftigt fühlte, begann er die Fahrt, und durchzog die Länder nah und fern, eine Spur der Theuren zu finden. In nächtlichstillen Stunden aber saß er beim Schein der Lampe und dichtete die herrlichen Lieder von Tristan und Isolde, die noch heute den sinnigen Leser mit Entzücken und Wehmuth erfüllen. Es war die eigne Liebe, der eigne Schmerz, von denen er sang. All seine Lust und all sein Weh künden diese Gesänge in heitern wie in klagenden Akkorden.

Lange, lange waren alle seine Nachforschungen fruchtlos. Nirgend war eine Spur von dem Räuber zu finden, so daß Meister Gottfried am Erfolge seiner Mühen beinahe zu verzweifeln begann. Da ward es

immer trostloser in seiner Seele, immer dunkler, unheimlicher entquollen die Klagen seinen Saiten.

Einmal kam er an eine Schenke in den Gebirgen des Harzes, aus der ihm Stimmen vieler Menschen entgegenschallten. Da es schon spät am Abend und die Straße unsicher war, so hielt er sein Roß an, und stieg vor dem einsamen Hause ab. Nur mit vieler Mühe fand er über einen langen, finstern Gang die Thür der Wirthsstube, in der er, beim trüben Scheine einer von der Decke herabhangenden Thranlampe, fünf oder sechs junge Leute, die er bald für wandernde Handwerksgesellen erkannte, um einen schweren eichenen Tisch sitzen und den vor ihnen stehenden Weinkrügen fleißig zusprechen sah. Einer der Zecher kam ihm fast bekannt vor, doch wußte er sich nicht zu erinnern, wo er ihn früher gesehen haben könne.

Die Leute ließen sich durch Meister Gottfrieds Eintreten in ihren Gesprächen, welche im Erzählen von allerlei Geschichten und Schwänken bestanden, wenig stören.

„Was ich zu erzählen habe," begann Einer von ihnen nach einen kleinen Pause, „wird sich leichtlich in Sang und Reim fassen lassen, und da ich sehe, daß der fremde Meister dort eine Laute mit sich führt,

so will ich ihn bitten, sie mir zu meinem Liedlein auf einen Augenblick zu leihen."

Meister Gottfried gab gern sein Instrument her, und der Geselle sang mit nicht ungeübter Stimme Folgendes zu den weichen Tönen der Laute:

Des Liebsten Wiederkehr.

„Zu Haus weiß ich ein Mädel,
Das ist wie Milch und Blut.
Das Mädel das ist achtzehn Jahr,
Hat braunes Aug und goldnes Haar,
Und 's Mädel ist mir gut.

„Auch weiß ich eine Linde,
Die steht wol ganz allein.
Da saß ich in der Sommernacht,
Als längst die Mutter nicht mehr wacht,
Mit meinem Mägdelein. —"

Und als nach Hause wieder
Der keke Liebste kam,
„Wo finde ich mein schönes Kind,
Wo sind ich meine grüne Lind?"
Den Ruf man bald vernahm.

Zum Kirchhof thäten führen
Den Liebsten sie hinaus.
„Hier ruhet sanft schön Rosamund
Schon manches Jahr und manche Stund
Im engen Todtenhaus!"

Da ſtach ins arme Herze
Der Liebſte ſich geſchwind.
Sie hoben an eine große Klag,
Begruben ihn denſelben Tag
Unter der grünen Lind."

Freundlich dankend gab der Geſelle die Laute zurück und bat zugleich Meiſter Gottfried möge nun auch etwas ſingen. „Ihr wißt ohne Zweifel der bunten Lieder viele; laßt uns eins davon hören."

„Wol bin ich des Geſanges und Saitenſpiels nicht ganz unkundig, aber jetzt iſt es mir unmöglich, zu ſingen. Ein ſchwerer Kummer drückt und verwirrt meine Sinne, ſo daß Ihr nur wilde, dunkle Klänge zu hören bekämt. Aber wie mich dünkt, habt Ihr noch nicht Alle geſungen und erzählt; fahret deßhalb nur in Euren Reden fort, ich werde ein aufmerkſamer Zuhörer ſein."

Einer im Kreiſe, der, welcher dem Meiſter Gottfried bekannt vorgekommen war, räuſperte ſich hierauf, und begann folgendermaßen ſeinen Spruch:

„Was Ihr da geſagt und geſungen, das ſind alles nur eitle Märchen und Geſchichten; ich will Euch etwas erzählen, das ich ſelbſt mit erlebt habe. Ich arbeitete vor vielen Jahren in Aachen bei einem Mei-

ſter Goldſchmied, der ein wunderſchönes Töchterlein hatte."

Bei dieſen Worten fuhr der Sänger wie aus tiefen Sinnen auf und blickte den Erzähler mit dem Zeichen des höchſten Erſtaunens an. Dieſer bemerkte es jedoch nicht, und fuhr in ſeiner Geſchichte fort, die Gottfried von jetzt an mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit anhörte.

„Der Alte war mir gewogen und hatte mir die Dirne halb und halb zur Ehe verſprochen. Ich habe mich aber von jeher wenig um die Weiber und ihre Launen bekümmert, und ſo grämte ich mich denn auch nicht allzuſehr, da es hernach anders kam. Das ging aber ſo zu. Als der Kaiſer in Aachen gekrönt wurde, gab es alle Tage Feſte und Luſtbarkeiten. Einmal ging der Meiſter mit dem Töchterlein und mir auch hinaus auf den Plan, wo die Feier ſtattfand. Als es Abend geworden, luſtwandelte die Dirne mit ihren Geſpielinnen allein auf der Wieſe. Plötzlich trat ein Mann, der Ritter von Rodenberg war es, der ihr ſchon früher nachgeſtellt hatte, aus dem Dickicht, das ſchöne Mädchen mit räuberiſchen Armen umſchlingend. In demſelben Augenblicke war aber der berühmte Sangesmeiſter Gottfried von Straßburg mit ſeinem

guten Schwerte gar kräftig bei der Hand. Ein wohlberechneter Hieb streckte den Räuber besinnungslos nieder, und der Sänger trug die ohnmächtige Jungfrau zu ihrem Vater zurück.

Es war wol kein Wunder, daß die Herzen der beiden jungen Leute, die sich vielleicht schon früher gefunden hatten, durch diesen Vorfall noch enger verknüpft wurden. Wenige Wochen nachher war Hochzeit, und Meister Gottfried zog mit seiner jungen Frau an den Rhein, wo, nicht weit von Straßburg, seine Wohnung sich befand. Der Rodenberger hatte indeß sein Vorhaben und seine Rache keineswegs vergessen. Er nahm vielmehr seine Zeit so gut wahr, daß er die Frau des Meisters ohne Gegenwehr in seine Gewalt bekam, und zugleich ihren Gatten todt zu Boden streckte. Auf seinem Räuberschlosse mit seiner Beute angelangt, vermogte er doch weder mit Güte noch mit Strenge das Weib zu seinen Gelüsten zu bewegen. Sie wurde daher den niedrigsten Mägden beigesellt, und schwere Arbeit und magere Kost für sie die Tagesordnung. Einmal aber fiel dem Rodenberger ein teuflischer Kniff ein. Er ging und nahm den alten Goldschmied gefangen. Dann zeigte er ihn kettenbeladen der armen Elsbeth und versprach

ihr, wenn sie ihm zu Willen sei, so sollte der Alte seine Freiheit wiedererlangen; sonst sei er sein Leben lang dem Burgverliese verfallen. Da gab die Unglückliche ihre Tugend für des Vaters Freiheit, und dieser durfte ungehindert seine Straße ziehen.

„Als unser Meister, von dem Ritter verlockt und entführt, nicht wiederkehrte, verließen wir Gesellen die Werkstatt und wanderten in die weite Welt. Ich kam endlich nach der Schweiz und auch in das Thal, aus dem sich der Schloßfelsen des Rodenbergers erhebt. Einer der Knappen ist mir verwandt, der hat mir die Geschichte, so weit ich sie nicht selbst erlebte, treulich erzählt."

„Arme, unglückselige Elsbeth!" rief Meister Gottfried. „Wisset, ich bin jener Sänger von Straßburg."

„Der Wendel hat Euch wol erkannt, Meister, und deßhalb erzählte ich die Geschichte. Da Ihr aber bestimmt für todt gehalten wurdet, so wagte ich nicht, Euch anzureden. Wollt Ihr aber, so will ich Euch den Weg zu Elsbeth zeigen."

4.

In den Niederungen begann schon der Abend sich zu lagern, kühl und still; nur die Bergspitzen glühten noch wie Purpur und Gold. Da hielten Meister

Gottfried und der treue Wendel im Schweizerthale am Fuße des Felsberges, auf dem ſich die Zinnen von des Rodenbergers Feſte drohend erhoben. Eben kam der Mond hinter den leuchtenden Schneekuppen hervor, und ſein Stral fiel grell auf eine weibliche Geſtalt, die ſich über die Brüſtung eines Altanes beugte, eine Laute im Arme haltend.

„Seht," ſagte Wendel leiſe, „das iſt Eure Elsbeth!"

Meiſter Gottfried fuhr zuſammen, wie vor einem Geſpenſte. Furchtbar hatten die Jahre und mehr als dieſe das Elend ſie verändert. Kaum waren die theuren Züge noch zu erkennen. Da glitten des blaſſen Weibes Finger über die Saiten der Laute, und ſie ſang zu den geiſterhaft dunkeln Akkorden mit der alten, wohlbekannten Stimme:

„Ruhelos über die Erde
Wandelt ein Hirte.
Nimmer ein Schaf ſich verirrte
Von ſeiner Heerde."

Dicht an die Felswand vortretend, antwortete Meiſter Gottfried vom Thale herauf:

„Zählt ſie bei Morgenroths Strale,
Wenn von den dunkeln
Höhen die Sterne noch funkeln
Nieder zum Thale."

Wie ein Lied des Himmels drangen diese Klänge in Elsbeths Ohr.

„Gottfried, mein Geliebter, mein Herr!“ rief sie; sehnsüchtig die Arme ausbreitend, komm zu mir herauf, und erlöse mich!“

Und mühsam und keuchend klomm der edle Meister von Gipfel zu Gipfel, von Zacke zu Zacke, den steilen Felspfad hinan. Er achtete nicht des Gesteins, das seine Hände blutig ritzte, nicht der Dornen, die seine Wangen zerstachen. Höher und immer höher stieg er, den freudestralenden Blick fest auf Elsbeth gerichtet. Schon streckte er die Hände verlangend nach ihr aus; — schon neigte sie sich über den Rand des Balkons, in seine Arme sich herabzulassen. Da schwirrte von einem Erker der Burg ein Pfeil herab, und eine rauhe Stimme sang:

„Dein Bett will heut ich bereiten
Einsam da unten!“

Und der Schütz hatte trefflich gezielt, — der Pfeil saß fest in des Sängers Herzen. Stöhnend taumelte dieser zurück in den Abgrund und sank, an den Felsenvorsprüngen zerschellend, in die dunkle Tiefe hinab.

Als aber Elsbeth sich umschaute, sah sie den Ritter von Rodenberg, die Armbrust schwingend, auf dem Erker stehen.

„Nein," rief sie, „nicht einsam sollst du da unten schlafen, theurer Meister! In meinen Armen — sollst du erwarmen!"

Und über den Rand des Söllers stürzte sie sich hinunter zu ihrem Geliebten.

Der treue Wendel kam herbei und grub ein großes Grab und legte ihre blutigen Glieder zusammen hinein. Auf den Hügel pflanzte er eine Zipresse und eine wilde Rose. Und beide wuchsen und grünten, und die Zweige der Rose und Zipresse verschlangen sich liebend in einander.

Niemand weiß, was es mit dem Ritter von Rodenberg für ein Ende gehabt hat. Da er aber keine Erben hinterließ, so kam bald nach seinem Tode die Burg in Verfall. Die Zinnen stürzten ein; die marmornen Wände und Säulen sanken in Schutt; in den verödeten Hallen rankte wildes Gestrüppe; lichtscheue Molche blähten sich in den goldenen Gemächern; Eulen und Geier nisteten auf den verwitterten Balkonen.

Der greise Meister Berchtold aber, der durch den Wendel die ganze Geschichte erfahren hatte, pilgerte alle Jahre am Allerseelentage an seinem Bettelstabe herbei, und betete ein Vaterunser auf dem Grabhügel. Dann zog er getröstet von dannen. Aber einmal zog er nicht wieder heim von seiner Wallfahrt; denn als die Leute vorbeikamen, fanden sie ihn todt. Da begruben sie ihn neben seinen Kindern.

Druck der Friedrich Hoppe'schen Offizin in Fritzlar.